

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Elisabeth Lemke: Die rote Farbe.

Die rote Farbe.

(Volkstümliches aus alter und neuer Zeit.)

Vortrag, gehalten in der „Brandenburgia“, Sitzung vom 27. November 1907.

Von Elisabeth Lemke.

Geehrte Anwesende, zu meinen frühesten Erinnerungen in meiner Heimat Ostpreußen gehört das rote Bändchen, das neugeborenen Kindern um ein Handgelenk geknüpft wird; auch die neugeborenen Kälber und das zum Verkauf getriebene Vieh, sowie der zu neuer Arbeit hergerichtete Webstuhl erhalten ein rotes Band. Es ist dies eine seit Urzeiten gepflegte und sehr weit verbreitete Sitte, so daß ich mich nicht über jenen Streifen roten Wollenstoffs wunderte, der in der Via Merulana in Rom eine Verkaufsbude zu schützen hatte; der schmale Lappen hing neben einem ebenfalls vielsagenden Ziegenhorn, zwischen Tomaten usw., als porta fortuna und als Abwehrmittel gegen den bösen Blick.

Wie oft doch hörte ich bei unseren Landleuten die mit vollster Überzeugung gegebene Versicherung: gegen die rote Farbe kämpfe der böse Zauber vergebens an.

Warum? — Sicherlich, weil die rote Farbe an Blut mahnt.¹⁾

Welches Geheimnis in der Natur konnte den Menschen wichtiger sein, als der innige Zusammenhang zwischen Blut und Leben? Und lag es nicht nahe, diese Beiden als die höchsten Opferwerte anzusehen? — Schon die Hingabe weniger Tropfen Blut (wie anderwärts abgeschnittenes Haar) wird als vollgültiges Opfer angesehen, um der (so vieles gewährenden, aber alles wieder beanspruchenden) Gottheit zu genügen. Nunmehr galt das Leben für geheiligt und gesichert.

¹⁾ Die nicht außer acht zu lassende, mitsprechende Sonderstellung der roten Farbe an sich erwähnte ich in einem viele Jahre zurückliegenden Vortrage im „Verein für Volkskunde“, auf Herman Schrader hinweisend, der in seiner Abhandlung „Das Rot in sprachlichen Bildern und Gleichnissen“ (Ztschr. f. deutsche Sprache; Jahrg. VIII, Heft 8) sagt: daß ein Blinder [Blindgeborener] — wenn er sich die rote Farbe vorstellen sollte — diese mit „Trompetengeschmetter“ vergleichen würde. Ein solcher Vergleich wird Herrn Dr. Richard Cohn interessieren, der (nach meinem Brandenb.-Vortrage) Herrn Geh.-R. Friedel die weiter unten (im Nachtrag) gebrachten Mitteilungen übersandte.

Auch das Blut der Opfertiere vermochte zu heiligen und zu sichern. Wenn bei den Israeliten am Passahfeste die Türpfosten mit Opferblut angestrichen wurden, so geschah es zum Zeichen, daß der Würgeengel an diesen Häusern vorübergehen sollte (2. Mos. 12, 7). Und Rahab befestigte gewissermaßen zu gleichem Zwecke ein blutrotes Seil am Fenster ihres Hauses (Josua 2, 12—18; 6, 17—25). Ferner lesen wir: Moses und Aaron erhielten die Weisung, es solle eine „rötliche“ Kuh geopfert werden, von deren Blut der Priester Eleasar siebenmal gegen die Stiftshütte zu sprengen habe, worauf zu der brennenden Kuh nicht nur Holz, sondern auch scharlachrote Wolle geworfen werden müsse (4. Mos. 19, 1—6). Auch bei einer andern Gelegenheit wird die zum Opfer gehörende scharlachfarbene Wolle erwähnt (3. Mos. 14, 4 u. 6).

Sowohl bei Hebräern, wie bei Ägyptern und Syrern war es Brauch, an bestimmten Tagen (Wintersonnenwende usw.) die Türen der Tempel, Paläste und Hütten mit einem blutdurchkneteten Teige anzustreichen. Ein Gleiches fand in Peru beim Sonnenfeste statt und gilt noch jetzt beim Nauruzfeste (d. i. der Neujahrstag in der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche) in Persien, wo dann auch die Hörner der Tiere rot bemalt werden.¹⁾

Opferblut und Ablösung durch rote Farbe bilden einen eigenen, abgeschlossenen Kreis. Doch von einem bestimmten Gesichtspunkte aus erkennen wir, daß verschiedene Vorstellungen in diesen Kreis gezogen und (wie dies ja bei mythologischen Fragen als selbstverständlich vorauszusetzen ist) mit dichterischer Freiheit oder vielmehr kindlichem Deutungsbemühen in Wechselbeziehung zu einander gebracht werden.

So kamen auch das himmlische Feuer, der Blitz und die Gestirne, sowie allerlei kleine Fabelwesen in Verbindung mit der roten Farbe. Während sich (in sich beegnenden und wunderbar ergänzenden Anschauungen) der Glaube an die Feuerbeschaffenheit der Seele ausbildete, ward in bemerkenswerter Übereinstimmung die rote Farbe zum Zeugnis göttlicher Kraft und Macht; sie bekundete von jeher Größe, Würde, Pracht und Freude; sie wurde zugleich die Farbe der Leidenschaft, — daher der Liebe und des Zornes, sowie der Schrecklichen mit sich führenden Gewalt. Bis auf den heutigen Tag haben Priester und Fürsten die rote Farbe bevorzugt.

Eine häßliche, wohl vereinzelte Erklärung für letzteres finden wir bei Ludwig Bechstein²⁾ „Verrat und Mord kämpfen und ringen unter purpurnen Königsmänteln, die deshalb rote Farbe tragen, damit man das Blut nicht sähe, mit dem sie so oft befleckt werden.“

¹⁾ E. L. Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heidn. Vorzeit. II, S. 227.

²⁾ Ludwig Bechstein, Der Sagenschatz des Thüringerlandes. II, S. 8.

Dieser Meinung wird die Wage gehalten durch die Tatsache, daß auch revolutionäre Bestrebungen die rote Farbe für sich in Anspruch nahmen. Seit 1848 bezeichnete man mit „Rot“ den äußersten, zu Gewalttaten geneigten Radikalismus, was zu den in Frankreich heimischen Bezeichnungen „Jakobinerrot“, „Rote Republik“ und „Partei der Roten“ in Beziehung steht. In neuerer Zeit hat die Sozialdemokratie die rote Farbe zu ihrem Abzeichen erwählt.

Es bleibt jedem überlassen, hier an Zorn zu denken, im Anschluß an die Zornesröte des menschlichen Antlitzes, oder an zerstörenden Feuerbrand, der neuen Erscheinungen Raum verschaffen soll. Vielleicht ist die rote Farbe auch nur Ausdruck des Lebens, — des von Daseinslust und Leidenschaft erfüllten Lebens, auf dessen Rechte man nicht freiwillig verzichten möchte.

Gleichsam immer aufs neue die alten Gedanken weckend, begrüßt uns der Himmel selber — es ist nicht anders zu bezeichnen, als „an jedem Tage“ — mit einem Sonnenaufgang, den oft ein weithin leuchtendes Morgenrot begleitet.

Wir fangen gewissermaßen das Leben von neuem an und hören zudem das angenehme Wort „Morgenstund' hat Gold im Mund“. Das ist bekanntlich in ganz anderem Sinne gemeint, als in jenem, der das Sonnenlicht ein goldenes nennt.

Das Gold gehört auch in den hier in Rede stehenden Vorstellungskreis, indem es u. a., wenn wir der germanischen Mythologie folgen, den Gestirnen entspricht. Sonne und Mond sind oft als feurige Kugeln gedacht; aber man sprach auch von goldenen Kugeln.¹⁾

Nach der älteren und jüngeren Edda waren Mani und Sol — „Herr Mond“ und „Frau Sonne“ — Kinder des Mundilföri, und göttliche Verehrung wurde ihnen gezollt. Die Sonne war mit dem Tage (dessen Eltern Morgenrot und Nacht waren) vermählt; und die Tochter von Sonne und Tag war Swanhild, genannt Goldfeder. Diese vermählte sich mit Alf und ward die Stammutter der Alfen (Elfen). — Den Namen Swanhild trägt eine Tochter des Sonnengottes Sigurd in der Heldensage; ihren blutigen Tod unter den Hufen der Rosse deutet Simrock auf das Abendrot.²⁾ — Sigurds Tochter Swanhild wird in „Gudruns Aufreizung“ dem Sonnenstrahl verglichen. „Der Schwan in ihrem Namen ist ein passendes Bild für das Licht.“ — Ein Sohn von Swanhild, genannt Goldfeder, hieß Swan der Rote.³⁾

(Zum Vergleiche sei anderes herangezogen: Sonne und Mond sind nicht allemal als Geschwister, sondern auch als Gatten aufgefaßt. Bei

¹⁾ Otto Henne-Am Rhyn, Die deutsche Volkssage. 2. Aufl. S. 38.

²⁾ O. H.-A. R., S. 29f.

³⁾ Karl Simrock, Handbuch der deutschen Mythologie. 4. Aufl. S. 30.

den Griechen und Römern war die Sonne (Helios, Sol) männlich und der Mond (Selene, Luna) weiblich. Man erblickte am Himmel ein scheinbar rastloses Suchen, Finden und Fliehen. — Griechen und Römer verehrten auch die Morgenröte (Eos, Aurora) göttlich; sie, „die Rosenfingrige“ genannt, öffnete dem Sonnengotte die Tore, und goldig erglänzte die Welt. (Lat. aurum Gold.) — Doch zurück zu den Germanen!)

Wie es nicht allemal leicht ist, sich in den vorausgesetzten Beziehungen von Sonne und Mond, Tag und Nacht, Morgen- und Abendrot zurechtzufinden, so sind auch die Familienverhältnisse der von allen Indogermanen am höchsten verehrten Gottheit, nämlich der des Gewitters, nicht überall deutlich erkennbar.

Die Gottheit des Gewitters ist im Norden in drei, in Deutschland in zwei oder auch drei Götter gespalten: 1. Thor-Donar, der den ältesten Charakter und den reichsten Mythos hat; 2. Tyr-Tiu-Ziu, Mars Thingsus, der den ältesten Namen besitzt; 3. Freyr. Während Thor-Donar vorzugsweise die wilde, kampflustige Kraftnatur der Gewitterriesen in idealer Form darstellt, ist Freyr ein veredelter Alf. Tyr-Ziu ist die verblaßte Grundform, Tor die Hauptform, Freyr eine Nebenform der Gewittergottheit.¹⁾

Bis zu dieser Stunde ist ein (natürlich unbewußt ausgeübter) Kultus des alten Gewittergottes nachzuweisen. Und Rot ist die Farbe dieses Gottes. („Die Hochzeitsfarbe ist Rot, schwerlich ursprünglich als Farbe der Liebe und Freude (Wackernagel Kl. Schr. 1, 149. 182. 204. 209. Rochh. D. Gl. 1, 142), sondern als Farbe Thors.“ E.H.M. S. 213.)

Zu den Kostbarkeiten, die dem Gewittergotte Thor-Donar zugeteilt wurden, zählt der Hammer, der ursprünglich als aus Stein gefertigt gedacht und u. a. „Zermalmer“ genannt ward. Unter Blitz und Donner geschleudert, trifft das Meisterwerk der Zwerge stets (nur im Winter ist der Stiel des Hammers zu kurz), und immer kehrt es von selbst in des Gottes Hand zurück. Thors Bild ist mit dieser Waffe geschmückt, diesem „Donnerkeil“, der sein Hauptsymbol ist und keinem andern Gotte oder Dämon zukommt. — Weitere Bezeichnungen für die Waffe sind „Goldhammer“ und „Goldaxt“.²⁾

Bedenken wir, wie weit der Glaube an Thor-Donar von unserer Zeit entfernt ist, und wie sehr Kirche und Schule bemüht sind, die letzten hierhergehörenden, wie überhaupt derartige Überlieferungen einer uralten Vergangenheit zu vernichten, so muß es uns eigenartig berühren, immer wieder den Spuren jenes Glaubens zu begegnen. Da klammern sich in ursprünglicher Kindlichkeit die zaghaften Menschenherzen an

¹⁾ Elard Hugo Meyer, Germanische Mythologie. S. 201.

²⁾ E. H. M. S. 204.

den Himmel, von dessen Segnungen und Schrecknissen sie sich abhängig wissen; — und das himmlische Feuer (durch den Blitz und die Gestirne vertreten, aber auch sonst als geheimnisvolle Macht anerkannt) erhält seinen Verehrungszoll.

Glühende Kohlen und eine Axt müssen (bei den sog. „armen Leuten“ in Ostpreußen) vor die Schwelle des Zimmers gelegt werden, wenn ein neugeborenes Kind zur Taufe getragen wird und wenn die Mutter ihren „Kirchgang“ hält; ja, ein Hammer wird gleich nach der Geburt herbeigeschafft und bleibt ganz nahe bis zur Taufe. Steckt man dem Täufling eine erloschene Kohle oder eine Kupfermünze in das Wickelzeug, so beschwört man herauf, daß das arme Wesen einst durch Feuer Schaden nehmen muß.

In den Tempeln schwedischer Inseln lagen schwere Thorshämmer, deren Schlag Gewitter erregte, gleichwie [bei den Deutschen] in Siebenbürgen gewisses Klopfen an einem heiligen Donnerstag das Wetter anzieht.¹⁾

Der Donnerstag war dem Thor-Donar geweiht. Im Schwedischen heißt dieser Wochentag Thorstag, der Januar Thorsmonat, das Himmelfahrtsfest der heilige Thorstag und jedes dröhnende Gewitter Thorsdön. Unter die Beschimpfungs- und Betuerungsformeln gehört auch Philander von Sittenwalds „daß dich der Donnerstag!“ (1670) was auf den strafenden Thorshammer weist. Der erste Donnerstag je im dritten Monate (d. h. im März, Juni, September und Dezember) wird in einzelnen Gegenden für heilig gehalten.²⁾ — In verschiedenen Gegenden Deutschlands sagt man: zum Himmelfahrtstage gehört Gewitter.

Thor-Donar war auch der Gott der Hochzeit; und in vielen Gegenden ist es Sitte, an einem Donnerstage Hochzeit zu feiern. In Berlin nimmt (s. Voss. Ztg. No. 80, 17. Febr. 1906) der Donnerstag die zweite Stelle ein; der Sonnabend hat die höchste Zahl aufzuweisen.

Thor-Donars Farbe, das leuchtende Rot — das dem Pelargonium zonale Ait. und einer Lychnis Art den Namen „Brennende Liebe“ eingetragen hat — erfuhr von jeher bei Hochzeiten eine großartige Verwendung, was (wie wir in Ernst Samter die Abhandlung „Antiker und moderner Volksbrauch“³⁾ lesen) eng mit Opferdienst verknüpft ist: „Wer ein rotes Gewand anlegt, der vollzieht — nur in etwas anderer Form — dieselbe Zeremonie wie derjenige, der mit dem Blute des Opfertiers besprengt wird oder sich mit dem Fell des Opfertiers bekleidet oder sich darauf niedersetzt; er vollzieht an sich symbolisch eine Opferhandlung. — Bei sehr vielen Völkern trägt die Braut ein rotes Kopftuch oder einen roten Schleier, so bei den alten

¹⁾ E. H. M. S. 208.

²⁾ E. L. Rochholz. S. 29.

³⁾ S.-A., Allgem. Ztg. No. 116, 25. Mai 1903. (München.)

Römern, bei den Albanesen, den Neugriechen, den altchristlichen Armeniern, aber auch bei den Chinesen. Bei anderen Völkern trägt sie wenigstens ein rotes Halsband oder einen bloßen Faden von roter Seide, ersteres bei den Indern, in der Oberpfalz, im Lechrain und sonst in schwäbischen und bayerischen Gegenden, letzteres im Havellande, in Westfalen, in Kärnten. Man hat dieses Rot bei der Hochzeit als ein Symbol des Feuers, des Herdfeuers, erklärt. Das kann deswegen nicht richtig sein, weil die rote Farbe, wie bei der Hochzeit und bei der Geburt, [man denke an das dem neuen Weltbürger umgeknüpfte rote Bändchen!] auch sonst im Kulte der Sühnungen sehr häufig verwendet wird.“¹⁾ — Weil nun Thor-Donar weitaus die volkstümlichste und mächtigste Gottheit der Germanen war und weil das künftige Geschick der Neuvermählten von ihm abhängig gedacht wurde, wird die rote Farbe — die schon im allgemeinen einem Opferdienst entsprach — auf ihn im besonderen bezogen sein. Später ist die Verwendung der roten Farbe bei Hochzeiten höchstwahrscheinlich oder vielmehr selbstverständlich nur noch eine bloße Gewohnheitsfrage geworden.²⁾

Rochholz (II. S. 242—247) sagt: Das Zeichen der Ehefrau war bei den Friesinnen auf Amrom der rote Gürtel und die rote Haube; Bräute hatten beim Kirchgang immer rote Handschuhe an. Die Frankfurter Braut ging gänzlich rot, der Nürnberger Bräutigam mit rotem Beinkleid. Auf den Ausrufsbildern der Stadt Zürich v. J. 1749 erscheint die Braut mit karmoisinrotem Reitkleide, der Bräutigam in rosenrotem Überrock. Im heutigen Stargard kommen bei einem Brautzuge zunächst die Malereien in Rot auf Kisten und Bettstellen in Betracht. Die Kissen sind rot verziert. Das rote Kunkelband am Rockenstiel überflattert die gesamte Ladung wie ein Schiffswimpel. Die Ohren der Wagenpferde sind rot befranst, Mähne und Schweif rot gezöpft. Der Schreiner, der alles kunstgerecht gefertigt und gepackt hat, geht — mit einem Hammer bewehrt — hinter dem Wagen einher, wie Thor[-Donar] selbst, dessen

¹⁾ Elbingische Anzeigen, 11. Febr. 1790: Über hundert Jahre alte Aufzeichnungen über die Wallachen sagen: „Der Bräutigam bekommt seine — stets rot verschleierte — junge Frau nicht eher, als nach der Hochzeit zu sehen.“

²⁾ J. Frischlin's „Hohenzoller'sche Hochzeit“, 1598, schildert den Aufzug folgendermaßen:

Zwen Männer erstlich daher gehn,	Von Farben. Die Roßdeckin war
Bekleydet rot vnd alls vergüldt,	Von Samat vnd verguldet gar.
Die Roß auch, wann du's wissen wilt,	Auf die Laggayen schön herkam
Die Beckelhauben all rot waren.	Der junge Herr vnd Bräutigam,
Laggayen waren zween vorhanden,	Rot kleidet ritt er überall,
Blutrot diselben giengen her,	Die Roß all daher flogen,
Die trugen schön verguldt Wehr,	Mit rotem Atlaß vberzogen.
Die Scheyden waren samatrot	

heiliger Hammer die Landesmarke, das Haus, die Rune, den Becher, die Braut und die Leiche einzuweihen hatte. Die Stangen und Ketten, mit denen dem Brautpaare der Weg gesperrt wird, sind rot verziert. Die Kopfbedeckung der Braut hat rote Bänder, und jeder Hochzeitsgast trägt ein rotes Taschentuch, das Geschenk der Braut. Zum Hochzeitsmahle verlangt man Safranbrühe. In Stilli an der Aare trug der Brautführer einen roten Rock, und zum Anzuge der Braut gehören ein „rot ausgeschlagener Rock, rote Strümpfe, Schuhe mit roten Stöcklein und rote Troddeln an den Zöpfen. Bei der oberbayerischen Braut sind die Zöpfe mit roten Bändern durchflochten; der meistens von der Kirche entlehene Brautgurt ist u. a. mit roten Glassteinen besetzt. Auch die Kränzeltänzerinnen tragen rote Gürtel und außerdem rote Bänder. Einzelne Alpentaler zeichnen sich dadurch aus, daß die Frauentracht durchweg und stets schwarz ist; aber zur Hochzeitskleidung gehört etwas Verwendung der roten Farbe. Der Grödener Brauch setzt für die Braut ein scharlachrotes Mieder fest, das nur am Trauungstage getragen wird. — Rochholz weist auch darauf hin, daß der „Rotes Ordensband“ genannte Schmetterling zugleich den Namen „Braut“ hat. Die Haus-
schwalbe (*Hirundo rustica*), auch Rötelschwalbe genannt, die mit Thor[-Donars] Farbe geschmückt ist, gewährt nicht nur Schutz gegen Blitzschlag, sondern steht auch zur Ehe in Beziehung, indem das Mädchen, das ein Schwalbennest von der Hauswand herunterstößt, damit einen Freier verjagt.

Im Mittelalter bedeutete die rote Farbe ein liebebrennendes Herz.¹⁾ — A. Kuhn erwähnt von Hochzeitsgebräuchen in der Altmark den am „ersten“ Tage der Hochzeit (Donnerstag) erscheinenden Reiter, der als Mantel einen roten Weiberrock trägt; und aus der Mark Brandenburg meldet er von Jüterbogk und Umgegend, wie es am Anfang des 18. Jahrhunderts Sitte war: daß man nach der Hochzeitsfeier ein altes Wagenrad entweder vor dem Hause oder auf einem Hügel ansteckte, und daß dann die Hochzeitsgesellschaft einen besonderen Tanz um das brennende Rad ausführte.²⁾

Das brennende Wagenrad ist nicht ohne althergebrachte Bedeutung. Ja, das Rad allein schon ist ein ehrwürdiges Symbol, einem weitumfassenden Ideenkreise angehörig. Obgleich ich in unserm Verein (24. Febr. 1897) über diese symbolischen Ornamente gesprochen habe, so muß das dort Gesagte (s. *Brandenburgia* Heft V. Jahrg. 1896—97, S. 447 f.) doch hier wiederholt werden, zumal die *Brandenburgia* seitdem sich so erfreulich ausgewachsen hat.

¹⁾ Karl Weinhold, *Die deutschen Frauen in dem Mittelalter*. S. 438 u. 257.

²⁾ Adalbert Kuhn, *Märkische Sagen und Märchen nebst einem Anhang von Gebräuchen und Aberglauben*. S. 361 f.

Zunächst sei das Sonnenzeichen erwähnt: ein millionenfach wiederkehrendes Ornament, das die Menschen wohl zu allen Zeiten und an allen Orten verwandten, so daß ein großer Teil der Forscher es als ein ganz zufälliges, gar nichts bedeutendes ansieht, indessen andere ihm eine wohl überlegte Bedeutung nachsagen. Es besteht aus einem einfachen oder mehrfach gezogenen Kreis, in dessen Mitte ein Punkt sich befindet. Man trifft es auf zahllosen Gegenständen, sogar auf Felswänden (auf den Bilder- und Schalensteinen von Venezuela). Sowohl in vorgeschichtlichen wie in ethnologischen Sammlungen begegnen wir dem kleinen Ornament sozusagen auf Schritt und Tritt. — Die Sonne, die urewige Lebensspenderin, erfuhr allerdings außerordentliche Berücksichtigung, wo es sich um Ornamentik handelt, die dem Symbolischen sich anschließt. Da gilt nun das Triquetrum, d. h. die angedeutete Darstellung dreier laufender Beine, als Sinnbild der rollenden Sonne. An vorgeschichtlichen Gefäßen Schlesiens steht diese Verzierung genau auf den Stellen, auf denen früher bei ähnlichen Gefäßen ein wirkliches Sonnenbild angebracht wurde. Das Triquetrum kommt ebenfalls zu allen Zeiten und in weit von einander entfernten Ländern vor. Es hat sich z. B. in Lykien und Syrien unverändert erhalten, in Form von drei halbrunden Linien, die von einem gemeinsamen Mittelpunkt ausgehend, einander in gleichen Abständen folgen.¹⁾ — Das Radornament. „Als das großartigste Werk wird in der primitiven Periode der vedischen Arya das „Speichenrad“ genannt. In der Tat bedeutet der Bau des Speichenrades für den Naturmenschen einen gewaltigen Schritt vorwärts. Im Rigveda ist das Rad mit seinen Speichen, von denen „keine die letzte“ ist, und sein Bau ein beliebter Vergleich und ein oft ausgeführtes Bild. „Den vielgepriesenen Indra“ heißt es Rigveda 7, 32, 20, „biede ich durch das Lied hierher, wie ein Wagner einen Radkranz aus gutem Holze biegt“ oder [Çakra] „den Blitz in der Hand, herrscht über alle Menschen, wie

¹⁾ Olshausen, Anwendung symbolischer Zeichen. Verh. d. Berl. Ges. f. Anthr., Ethnol. u. Urgesch. 1886, S. 277 f. Virchow wies darauf hin, daß, wie auf einem aus Holstein stammenden Bronzemesser des Kopenhagener Museums das Triquetrum neben Sonnendarstellungen erschien, so auf einem bemalten Gefäße von Zaborowo in Posen innerhalb mehrerer Sonnen; dagegen sei es auf schlesischen Gefäßen ohne Sonnenbilder räumlich und der Bedeutung nach wohl an Stelle solcher. Zu vergleichen wäre damit die farbige Abbildung eines Triquetrums in einer Sonne auf einem Gefäße von Kazmierz. (W. Schwartz, Materialien zur prähist. Kartographie d. Prov. Posen; Nachtrag II, Taf. 1, 6.) Die Sonnen auf jenen Gefäßen sind rote Scheiben mit dunkeln Zentrum und dunkeln Strahlen, oder rote Scheiben, die einen dunkeln Saum haben usw. Auf jenem Bronzemesser (wie auch anderswo) erscheint die Sonne in Gestalt mehrerer konzentrischer Kreise, mit einem Strahlenkranz, teils mit, teils ohne Punkt in der Mitte. Nach Ludwig Müller (Kopenhagen) bezeichnet das Triquetrum den ewigen Kreislauf. Bei den Kleinasiaten und den Phöniziern im westlichen Teile des Mittelmeeres ist es ein Symbol des Sonnengottes. (Olshausen a. a. O.)

ein Radkranz die Speichen umfaßt“, Rigv. I, 32, 35. Das Rad bleibt für die indische Kulturwelt des Altertums bis in die Neuzeit hinab das Symbol geheimnißvoller Macht, das Thema zu großartigen, poetischen Vergleichen. Die Buddhisten nahmen das Rad geradezu als Abzeichen ihrer Religion.¹⁾“ Wie eigentümlich muß es uns berühren und zu welchen Kombinationen können wir geführt werden, wenn uns das Radornament auf Scherben und Gefäßen aus unserer einheimischen Vorgeschichte in den Weg kommt! Und daß es nicht nur der Vorgeschichte angehört, beweisen radähnliche Ornamente von böhmischen Topfböden, die bereits ins 13. Jahrh. unserer Zeitrechnung hineinreichen. — Das Hakenkreuz ist ein Kreuz mit vier gleich langen Armen, die je an ihrem Ende einen Haken erhalten haben. Die Haken, von links nach rechts weisend (oder umgekehrt), entsprechen beständiger Bewegung; und so ward das Hakenkreuz das Sinnbild des ewig laufenden Zeitenrades, ein Sinnbild der höchsten Gottheit.²⁾ „Wir finden die Fußtapfen [Buddhas] mit dem Zeichen des Rades oder mit der Swastika [= Hakenkreuz] als Symbol Buddhas.“³⁾

Hier und da weichen die Meinungen über diese und ähnliche symbolischen Zeichen von einander ab. Die meisten Zeichen könnten schon bei den Indogermanen Darstellungen des Blitzes, zur Abwehr böser Mächte, gewesen sein. Bereits das gewöhnliche Kreuz konnte solch' ein Zeichen des Donnergottes sein.⁴⁾ Um allerlei Übel mit Thor-Donars Hilfe abzuwehren, wurden seine Hammerzeichen, Hakenkreuze usw. auf Waffen, Gerätschaften, Schmucksachen, Urnen und Grabsteinen des älteren Eisenalters im Norden, auf späteren Goldbrakteaten im Norden, in England und Deutschland angebracht, — ferner die verschieden geformten Kreuze an Truhen, Betten, Stall- und Kammertüren, wo sie gegen Hexen und Truden, Wetterschaden, Krankheit u. a. m. schützen sollten. Zu wundertätigen Schutzmitteln gehören auch die Belemniten, „Donnerkeile“ genannt, die während des Gewitters vom Himmel gefallen sein sollen. Die Steinwerkzeuge aus vorgeschichtlicher Zeit werden ebenfalls „Donnerkeile“ genannt und gelten an vielen Orten als ungemeiner Segen für das Haus, in dem sie aufbewahrt werden. Schließlich treffen wir im Nordwesten Deutschlands merkwürdige Mauerverzierungen an Bauernhäusern, welche Verzierungen besen- oder fächerförmig aussehen und „Donnerbesen“ heißen.⁵⁾ — An einem Bauernhause zu Achterschlag in

¹⁾ Albert Grünwedel, Buddhistische Kunst in Indien. (Handbücher der Kgl. Museen zu Berlin.)

²⁾ Aug. Deppe, Die altdeutsche Gemeinde und ihre Namen. (Corr.-Bl. d. d. G. f. A., E. u. U. 1892, S. 35.)

³⁾ A. Grünwedel, S. 120.

⁴⁾ E. H. M., S. 57 f.

⁵⁾ E. H. M., S. 210 f.

den Vierlanden bei Hamburg befindet sich ein aus roten Ziegelsteinen gemauerter Donnerbesen.

Wenn wir allen diesen Spuren nachgehen, die uns immer wieder den Glauben an die unvergleichliche Gewalt und Heiligkeit des himmlischen Feuers, an seine „ewige“ Dauer, mithin an seine Unsterblichkeit verdeutlichen, so können wir es begreifen, daß das vom Himmel stammende Feuer eine so bedeutende Rolle in Schöpfungsgeschichten spielt und daß der Glaube an die Feuerbeschaffenheit der Seele bis heute noch nicht völlig erloschen ist.

In der Schweiz sagt man: „Vom Sterbelager steigt ein Feuerfunken auf und fährt in der Richtung durch die Luft, in der man die Leiche zu Grabe tragen wird“.

Wiederkehrende, elend umherirrende Seelen sind Flämmchen (deren Farbe hier Nebensache sein mag, im Widerspruch zu der sonst d. h. bei anderen Veranlassungen so schnell gebrauchten Bezeichnung „feuerrot“). Ganz besonders sieht man die über Sümpfen schwebenden Irrlichter für arme Seelen an, die nicht zur Ruhe kommen können. Wenn die Kinder ohne Taufe sterben, werden sie in Irrlichter verwandelt, um nun in aller Ewigkeit den Menschen Unglück bringen zu müssen. Auch totgeborene Kinder werden Irrlichter. Eine Sternschnuppe bezeugt den Tod eines ungetauften Kindes oder überhaupt das Erlöschen eines Menschenlebens.¹⁾

Die Seele erscheint als Feuer, als Licht, — die Seele des ungetauften Kindes, des Geizhalses (der sein Geld vergraben), des ungerechten Landmessers oder Grenzsteinverrückers, des Erhängten oder Ertrunkenen: als Irrwisch; engl. elflight. Gereizt zündet der Irrwisch das Haus an, oder er bedroht das Leben. Die sog. „Stölkenlichter“ schwärmen vornehmlich von Michaelis bis Weihnacht und fahren mit der wilden Jagd.²⁾

Die Sterne sind [wie anderweitig ebenfalls] bei Griechen und Deutschen auch als goldige Bienen gedacht. Bei den Ausuariern in Syrien — die Sonne und Mond verehren — trägt jedes dieser Gestirne den Namen „Fürst der Bienen“, und die Sterne werden umherschwärmenden Bienen verglichen. Dieser Feuerhimmel ist das Paradies, und jeder Stern ist die Seele eines Auserwählten. Nach dem neugriechischen Volksglauben kehrt die Seele eines Verstorbenen in Gestalt einer Biene zurück.³⁾ — Man hat die Biene ein „Seelentier“ genannt, und es muß ihr der Tod eines Hausbewohners, besonders der des Hausherrn, gemeldet werden. „Die Seele ist Biene, die auch Todesbotin ist.“⁴⁾ — In Ostpreußen heißt es: von Bienen träumen, bedeutet Feuer. — Es sei

¹⁾ Vgl. E. Lemke, Vorstellungen über das Treiben der Toten im ostpreuß. Volksglauben. (Central-Organ f. d. Interessen des Realschulwesens.) (1896; Februar.)

²⁾ E. H. M., S. 62f.

³⁾ Wilhelm Schwartz, Präh.-anthrop. Studien. S. 158f.

⁴⁾ E. H. M., S. 113.

auch daran erinnert, daß bei so vielen Glaubensbekenntnissen und bei ganz verschiedenen Völkern das brennende Licht eine sehr große Rolle spielt, wo es sich um Gebräuche handelt, die Sterbende und Gestorbene betreffen.

Das englische Wort *elflight* für Irrwisch führt uns unmittelbar zur roten Farbe zurück, indem diese auch den Elben (d. h. den unter verschiedenen Namen auftretenden Fabelwesen oder kleineren Naturdämonen in Menschengestalt) zugeteilt worden ist.

Daß die Nixen [deren goldenes Haar so oft besungen wurde] von den Sternen abstammen, verraten sie durch ihre roten Kleider, aber noch viel häufiger durch ihre roten Mützen.¹⁾ — Die Wassermänner sind zum Teil rot gekleidet. Der Wassermann in Deutsch-Böhmen trägt rote Weste und rote Kappe. — Die Wetterzwerge, gewöhnlich „Rotmützchen“ genannt, heißen in Thüringen „Rote Jungen“. — Der verstorbene Geizhals Kruckergalli, der im Aarauer Jura das Wetter verkünden muß, trägt einen scharlachroten Brustlatz und wird zur Nachtzeit an seiner Laterne erkannt.²⁾

Die Zwerge [im allgemeinen] tragen leuchtend rote Mützen, bisweilen auch rote Kleider, die die Adelsdiplome ihrer Sternenabkunft genannt worden sind.³⁾ Sie heißen je nachdem Bergmännchen, Erdmännchen, Unterirdische usw. — Ein berühmter deutscher Zwergkönig ist Laurin, dessen Rosengarten mit einem Seidenfaden „gehegt“ war.⁴⁾ Die Unterirdischen (auch Untererdchen genannt), von denen das Volk so viel zu erzählen weiß, rächen schlechte Behandlung u. a. durch Feuer.

An einer roten Mütze kann man die (die Menschen vor Feuer schützenden) Heinzelmännchen und auch die Kobolde (z. B. auf den Faröern) erkennen. Der in kimbrischen Gegenden anzutreffende Hauskobold Puck trägt eine rote Schutzmütze. Die Tiroler Wichteln aber lieben rote Kleider. Die Kobolde sind [nach Otto Henne-Am Rhyn S. 311 f.] mitunter als Personifikationen des Herdfeuers betrachtet. Heilig ist ihnen der Donnerstag. Gleich Tor-Donar haben sie rotes Haar und roten Bart. Oft sind sie nackt „wie die Sterne“. Will man sie zum Lohn für ihre Dienste mit Kleidern beschenken oder ihnen gar Geld geben, so entfernen sie sich. Manchmal tun sie dies gar betrübt, „weil die Sterne für ihr Leuchten keines Lohnes und überhaupt irdischer Dinge nicht bedürfen“. Manchmal aber verlassen sie das Haus, weil sie sich zwar über die geschenkten Kleider freuen, jedoch — hochmütig geworden — nicht mehr arbeiten wollen. — Oft werden Zwerge zu

¹⁾ O. H.-A. R., S. 224.

²⁾ E. L. Rochholz, II. S. 234 f.

³⁾ O. H.-A. R., S. 283.

⁴⁾ Karl Simrock, S. 428 u. 432.

Hochzeiten und Tauffestlichkeiten eingeladen. — Zwerge und Kobolde können weder Donner, noch daran erinnernden Trommellärm vertragen.¹⁾

Auch die walisischen Feen (die gern Menschenkinder stehlen und Wechselbälge zurücklassen) kleiden sich bisweilen in Scharlach. Neben Feen, Elfen, gutmütigen Klopfg Geistern, die den Bergleuten helfen, und bösen Poltergeistern treibt in Wales der kleine Puck oder Pucca sein Wesen. Obgleich er sehr gutmütig ist, hat er die Leute doch hin und wieder auf Irrwege geführt.²⁾

Durch die reiche Sagenmasse, wonach der Hausgeist als feuriger Drache in die Häuser fliegt, um seinen Lieblingen oder Herren Geld Korn, Milch usw. zuzutragen, ergibt es sich, daß auch hier die Auffassung als „Gewitterwesen“ geltend war.³⁾

Die Seelen, namentlich die im Winde fahrenden, verschmolzen leicht mit den Elbenarten, sodaß man von „Seelenelben“ sprechen kann. Seelen kommen aus dem Elbenreich. Ungetaufte und mißgeborene Kinder galten für „Halbgeschöpfe“ oder bloße Seelen und wurden oft zu Hauskobolden. Das Schröttel ist ein kleines Kind, ein verzweifelter Geist; der Alp gilt als die dem Körper entschlüpfende Seele; die Maar schlüpft sowohl aus dem Schlafenden wie aus dem Sterbenden. — In Norwegen spricht man von den Elben als vom „Grabvolk“. — Oft ward behauptet: Graburnen rührten von Zwergen her. — Das Elbenreich wird zum Seelenreich. Die mit den Elben so vielfach verschmolzenen Seelen nahmen darin Wohnung, sowie andererseits die Elben engelgleich hießen und nach Engelland zogen, und ihr Reich zum Seelenreich, zum Paradies erhoben ward. — Die Bezeichnung „Rosengarten“ für Friedhof ist darauf zurückzuführen.⁴⁾

Viele Märchen und Sagen, die an jene Vorstellungen anknüpfen, sind von geradezu hinreißender Poesie; eine unendliche Sehnsucht nach Verständnis der tiefsten Lebensrätsel, ein Schwanken zwischen mächtig aufregender Scheu und kindlichem Vertrauen treten in ihnen zu Tage.

Aber wir müssen zu den fleißigen Zwergen zurück, die u. a. die Donnerkeile verfertigen. Sie sind auch der Metalle, ihrer Fundorte und ihres Bearbeitens kundig, — weil die Sterne wie Metall glänzen. Infolge der Sternenabkunft fehlt den Zwergen stets etwas von den Füßen, was sie gern verbergen möchten. Der Mangel an menschlichen Füßen ist ein uralter, mythischer Zug, der bei den verschiedensten Völkern erscheint und immer auf die Fußlosigkeit der Gestirne zurückzuführen ist. Ein indisches Rätsel sagt: „Ich habe einen Hirten gesehen, der

¹⁾ O. H.-A. R., S. 311f.

²⁾ Julius Rodenberg, Ein Herbst in Wales. S. 98f. — (Eine Geschichte vom rothaarigen Simon: S. 121f.)

³⁾ W. Mannhardt, Germanische Mythen. S. 270f.

⁴⁾ E. H. M., S. 133f.

niemals seinen Fuß auf den Boden setzte und doch kam und ging auf den Pfaden. Die Lösung lautet: Die Sonne. „Apâd“, fußlos, ist ein Beiwort des Sonnengottes und der Morgenrot-Göttin¹⁾

Neben die Morgenrot-Göttin stellte die naive Volksdichtung ein weibliches Wesen, das die Abendröte angeht: das uns allen von unsrer Kindheit her bekannte Rotkäppchen. Der Wolf, der das liebliche Kind verschlingt, ist die Nacht; und der Jäger mit seinen Pfeilen ist die Sonne mit ihren Strahlen. (Die Großmutter ist eine Zugabe späterer Zeit.) — Die griechischen Sonnengötter Apollon und Herakles waren gleichfalls ausgezeichnete Schützen.²⁾

Es wurden, wie wir sahen, Feuer und Seele in Verbindung gebracht. Weitaus ungesuchter, überzeugender und wohl auch ganz allgemein bildete sich die Ansicht aus, die in den Bibelworten „Die Seele des Fleisches ist im Blute“³⁾ und „Das Blut ist die Seele selbst“⁴⁾ ausgedrückt ist.

Bei allen Völkern haben die Götter nach diesem Blut Verlangen getragen. Insgesamt [sagt Rochholz, I. S. 3 f.] bedürfen die alles erschaffenden und erhaltenden Götter ihres eigenen Geblütes; und hierin allein schon liegt der Grund alles blutigen Opfers; denn je blutreicher ihre göttlichen Körper durch den Genuß eines gediegenen Opfermahles gemacht werden können, um so dauernder wird ihre Gottheit sein, und um so herrlicher vermögen sie fortzufahren, eine immer in den Tod zurücksinkende Menschheit zu entschöhnen, zu erlösen, zu verjüngen. — Aber das eigentliche Blut der Götter dachte man sich doch abweichend vom bloß menschlichen und tierischen. Den Götterhimmel mit allen seinen Gestirnen, den Leib der Götter selbst, nicht minder auch den ihrer Lieblingswesen, ihrer Gefolgs- oder Wappentiere, durchrinnt ein Geblüt, das pures Gold ist. „Den ganzen Himmelsraum durchrinnt ein goldenes Liebes- und Glückseligkeitsblut. — Die Sonne streut im Aufgange Gold aus und geht im Westen wieder zu Golde. — Dem Regenbogen entstammen die kleinen goldenen Münzen, die der Volksmund ‚Regenbogenschlüsselchen‘ nennt.“ (Rochholz.) — Freyas Tränen sind rotes Gold.⁵⁾

Doch wir müssen hier auf das rote Gold und die feurig leuchtenden Schätze verzichten und uns — der roten Farbe wegen — ein wenig nach Blut umsehen.

¹⁾ O. H.-A. R., S. 283f.

²⁾ O. H.-A. R., S. 7.

³⁾ 3. Mos. 17, 11.

⁴⁾ 5. Mos. 12, 23.

⁵⁾ Ludwig Freytag, Die Nordisch-Germanische Mythologie. S. 191. (Anhang zu Friedrich Nösselt, Lehrbuch der griechischen und römischen Mythologie. 7. Aufl.)

„Blutsbrüderschaft“ ist etwas Vielversprechendes, Einigkeit Gebietendes, — aber der Streit ist wohl nicht aus unsrer Welt zu schaffen. Auch der Krieg ist vorläufig nicht abzusehen. Aus dem Zusammenhang mit Krieg und Blut stammen nicht nur die fürchterlichen Bemalungen des Körpers mit roter Farbe, wie dies die Wilden lieben, sondern wohl auch — durch Spartaner (die sogar im roten Kriegskleide bestattet wurden)¹⁾, Römer usw. veranlaßt — unser Militärrot, sowie im Anschlusse an letzteres das (Samariterdienste ankündende) „Rote Kreuz“ (im weißen Felde).

In meiner ostpreußischen Heimat hörte ich einmal unbemerkt dem Gespräche zweier Dorf-Frauen zu, die abwechselnd durch eine rote Fensterscheibe ins Freie blickten. „Ach du,“ sagte die eine, „so sieht's im Krieg aus.“ Und die andere rief entsetzt: „Ach mein Gottchen, mein Gottchen! Es ist ja alles wie mit Blut begossen; auch die Bäum', auch der Himmel. Ach du großes Gottchen!“

„Der Mann mit den roten Händen“ ist in Amerika der, der eine Bluttat begangen hat. Andererseits schildert schon Jesaias (63, 1–2) einen Richter als rotgekleidet. „Wer ist der, so von Eden kommt, mit rötlichen Kleidern von Bazza? — Warum ist dein Gewand so rot-farben? — „Rotmantel“ wird der Scharfrichter oder Henker genannt.“²⁾

Der Richter und der Henker sind in den Dienst der Wahrheit gestellt. Das Suchen der Wahrheit geschah einst auf sonderbare Weise: aus rinnendem Opferblut wurde die Zukunft gedeutet. Die Kimbern ließen ihre Priesterinnen aus dem Blute der geopferten Kriegsgefangenen weissagen.³⁾

Die Sitte der „Rothäute“, d. h. der Indianer, sich bei besonderen Anlässen rot anzumalen, war auch dem altnordischen Krieger eigen, der hochgeschminkt zur Schlacht ging. In der Triumpffahrt des Camillus beschreibt Livius das Sonnengespann und zugleich das mit Mennig bemalte Gesicht des Siegers. Götter-Statuen wurden an Festtagen rot geschmückt. [Lupercus oder Pan, der Gott der Hirten und Herden, erhielt ein rotbemaltes Gesicht.]⁴⁾ Weil solches Schminken auch dem Zeus in Arkadien u. s. w., sowie dem capitolinischen Jupiter zu teil wurde, ging die rote Farbe auf Priester, Cäsaren und Feldherren über. [Die Fasces oder Rutenbündel, das symbolische Zeichen der altrömischen Amtsgewalt, wurden durch rote Riemen zusammengehalten.] Schon seit Marius trug die römische Reiterei rote Standarten; und von den roten

¹⁾ Wilhelm Schwartz, Von altgriech. Todtenbestattung. (Z. f. Ethn. 1877, S. 285.)

²⁾ Herman Schrader, Das Rot in sprachlichen Bildern und Gleichnissen. (Zeitschr. f. deutsche Sprache; Jahrg. VIII, Heft 8, S. 288 u. 285.)

³⁾ Karl Weinhold, S. 55.

⁴⁾ Nösselt-Freytag, S. 137.

Mänteln der römischen Senatoren rührt es her, daß noch im heutigen Rom die Kardinalswürde und die Bezeichnung „mit dem Purpur bekleidet werden“ zusammenfallen. [Übrigens berichteten s. Z. die Zeitungen eingehend: die Leiche Papst Leo XIII. sei mit rotseidenem Schleier bedeckt in den mit rotem Sammet ausgeschlagenen Sarg gelegt worden; neben sich drei rotseidene Börsen; ausser dem goldverzierten Ornat von roter Farbe, erhielt die Leiche auch rote Sandalen an die Füße und ein rotes, goldverbrämtes Bahrtuch.] — Mit rotgefärbten Segeln fuhr Belisar nach Karthago. — Die byzantinischen Kaiser haben ausschließlich mit roter Tinte geschrieben. Der einstige rotseidene Krönungsmantel des Deutschen Kaisers soll arabischen Ursprungs gewesen sein. Rotes Tuch kam u. a. in der Kirche zu großartiger Verwendung. Hartnäckig behauptete sich die Meinung über aufgefundenes Märtyrerblut, was die Wertschätzung des roten Tuches noch erhöhte. — Nach der Meinung des Olaus Magnus verehrten die Nordländer ein an eine Lanze genageltes rotes Tuch göttlich. — Die indische Priesterschaft betrachtet den Besitz von rotem Tuche als ihr Vorrecht; und Manus Gesetzbuch verbietet dem Brahmanen, wenn dieser aus Dürftigkeit Handel treiben muß, den Verkauf von roten Tüchern. — [Nach alledem dürfen wir uns nicht wundern], daß jenes Scharlachtuch, mit dem in Frankfurt bei Kaiserkrönungen die Straße belegt wurde, heilkräftig war. Wenn der gekrönte Kaiser zum Rathaus zurückgegangen war, gab man das rote Tuch dem Volke preis.¹⁾

Die volkstümliche Bezeichnung „Roter Rock“ für einen Verräter ist dahin gedeutet worden, daß ein solcher Mensch verbrannt werden müsse. [Wieder eine Beziehung zwischen Feuer und roter Farbe.] Man hat bei jener Erklärung auf Herakles verzehrendes Sonnengewand hingewiesen.²⁾

Das Rot, besonders das rote Haar, wurde häufig die Farbe des Verräters, seit man Thor-Donar (der rotes Haar und roten Bart hatte) in den Teufel der Feuerhölle hatte verwandeln müssen.

Dem Worte „Gott schuf die Menschen nach seinem Bilde“ ist jenes „die Menschen schufen sich die Götter nach ihrem Bilde“ entgegenzuhalten. Thor-Donar, der mächtige Germanengott, mußte eben auch die rötliche oder goldige Haarfarbe der Germanen haben. „Rotbärtig oder Rotbart hieß ihn Freund und Feind.“³⁾

Interessant ist Sven Nilsons Mitteilung, nach der im Innern Rußlands mehrere finnische Stämme leben sollen, von denen einige — [wer kann sagen, wie sie dazu gekommen sind!] — Gott „Thor“ nennen.

¹⁾ E. L. Rochholz, I, S. 226 f.

²⁾ O. H.-A. R., S. 504.

³⁾ Sven Nilson (übers. v. J. Mestorf), Das Steinalter oder die Ureinwohner des skandinavischen Nordens. S. 170.

Bei den Beresow-Ostiaken heißt die Schwalbe Torom-sischki, d. i. der Vogel Gottes, und am Irtisch Torom-voi, d. i. Gottes Tier.¹⁾

Der rote Bart ist oft zu Ruhm und Ehren gekommen. Aber i. J. 1684 mußte ein Manifest erlassen werden: gegen alle, die aus sonderbarer Mißgunst und Bosheit die roten und [sog.] güldenen Bärte beschimpften.²⁾ So hatten auch die Ägypter Rothaarige beschimpft: Rot war die Farbe des Seth (Typhon), und Leute mit roten Haaren galten für seine Gefolgschaft.³⁾

Das Haar des roten Fuchses möge uns zu einigen der vielen Tiere hinüberleiten, die (wie die Schwalbe) Beziehung zu Thor-Donar haben. — Der Fuchs ist ein Blitztier und geht [wie so manches andere Tier, das mit dem Erntesegen in Verbindung gebracht wird] durchs Korn und sitzt in der letzten Garbe. — Ferner ist vor allem der dumpf brummende Bär zu nennen, der ebenfalls durchs Korn läuft und sich in der letzten Garbe aufhält [gleichsam von dieser umhüllt, was noch heute bei den Weihnachtsspielen in Ostpreußen, mit Hilfe von Erbsenstroh, veranschaulicht wird]. In Schweden heißt er „der Alte“ oder „Großvater“, bei den Deutschen in Siebenbürgen „Buschherrgott“. Der Bär macht die in Ställen verübten Hexereien unwirksam.⁴⁾ — Das Eichhörnchen machten Farbe und Schnelligkeit ebenfalls zum Blitztier. Läuft es auf ein Dach, so bricht Feuer aus. — Der Specht mit der roten Haube und der Storch gehören auch in diesen Ideenkreis.⁵⁾ [Der Storch erscheint auch bei den erwähnten Weihnachtsspielen.] — Vielleicht gehört auch der Hahn hierher. „Einen roten Hahn aufs Dach setzen“, bedeutet Feuer.⁶⁾ — Die Meinungen über den Hahn gehen auseinander.)

Auch die Pflanzenwelt hat so manche Beziehung zur alten Gewittergottheit erhalten. Hier nur wenige Beispiele. Die Erbse war Thor-Donar geheiligt, und ebenso war ihm die Haus- oder Donnerwurz (*Sempervivum tectorum*) geweiht. Letztere gilt noch zu dieser Stunde als eine Orakelpflanze, ein Heilmittel für Wunden und ein Abwehrmittel gegen Blitz und Hexen. In einigen Gegenden wird sie „Donnerbart“ genannt. In einer alten Chronik⁷⁾ ist sie (neben roten Läßlein, purpurfarbener Wolle, roten Seidenfäden, roten Schnecken, Kirschen und Erdbeeren, als Angellockung beim Fischfang empfohlen. — Nach einer in Kärnthen verbreiteten Meinung setzt sich der der Rache Thor-Donars aus, der Feuerlilien im Hause aufbewahrt.

¹⁾ Sven Nilson (übers. v. J. Mestorf), Das Steinalter oder die Ureinwohner des skandinavischen Nordens. S. 170.

²⁾ E. L. Rochholz, S. 220 f.

³⁾ Georg Ebers, Aegypten in Bild und Wort. II., S. 190.

⁴⁾ E. H. M., S. 217.

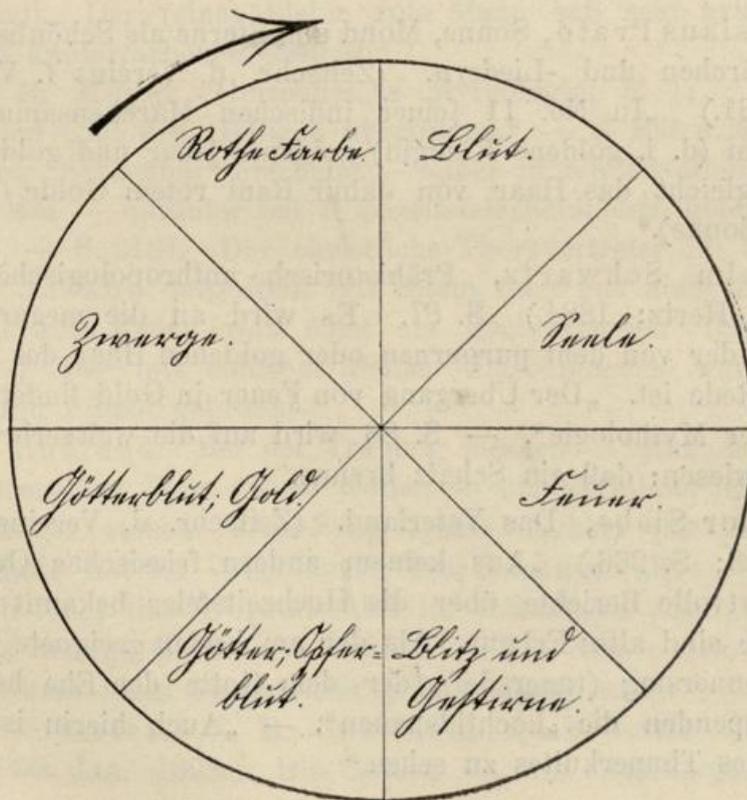
⁵⁾ Ebenda. S. 110.

⁶⁾ Ebenda. S. 110.

⁷⁾ Colerus, *Oeconomia Ruralis et domestica* (1645). S. 644 f.

Die Hinweise auf den alten Donnergott ziehen sich durch diese Mitteilungen, wie der rote Faden, der (in alles Tauwerk der englischen Marine eingewebt) seit Goethe ein oft gebrauchtes Bild für das abgibt, was sich durch die Teile eines Ganzen als mehr oder minder deutlich zu verfolgen hindurchzieht.

Es wäre noch mancherlei zu erwähnen, das wenigstens durch den bloßen Namen mit der roten Farbe in Verbindung steht (es sei nur an die Landschaft „Rote Erde“ erinnert), doch es ist Zeit, zum Schlusse zu kommen; nur noch einige Kleinigkeiten mögen Erwähnung finden. Da haben wir unter den neuesten Tierschöpfungen den roten Auer-Licht-Löwen. (Der Löwe war längst ein Symbol der Sonne.) Ein anderes, sehr wohlgelittenes Tier ist der rote Adler, der unter die Ordenszeichen gehört. Wenn die Männerwelt mit ein wenig Rot am Halse oder auf der Brust zufrieden ist, — das weibliche Geschlecht verlangt mehr Verwendung. Rote Hüte, rote Gewänder! Und die Kinder könnten gleich als Rotkäppchen, Nixen und Kobolde auftreten. Die manchmal einen Schatz zu hütenden Dienstmänner in Berlin (die ja auch oft genug koboldartig aussehen mögen) tragen auch eine rote Mütze. Fünf rote Siegel bedeuten mitunter etwas recht Gutes und rufen dann gleich eine rosenrote Stimmung hervor. Solche geht auch von rosenroten Postanweisungen aus; d. h. wenn diese für uns bestimmt sind. Aber ein Trost für viele ist es: daß man auch glücklich sein kann mit wenig mehr, als einem roten Heller.



Nachtrag.

Nicht nur die rote Farbe, sondern auch Thor-Donar hatte mich zu der kleinen Arbeit gereizt. Dem gewaltigen Donnergotte erwuchs einst in ferner Zeit aus allgemeinen Götter- und Dämonen-Rechten ein besonderes Recht, indem das Rot seine Farbe wurde. Das konnte unmöglich unberücksichtigt bleiben. Die einmal heraufbeschworenen Geister haben sich freilich nicht mit einigen Worten abfertigen lassen.

Hier will ich noch einige Mitteilungen bringen, die indes nur z. T. dem gedachten Kreise angehören.

Aus der Gegend von Lyck (Ostpreußen) erzählte man mir: „Vom ersten Tag an bekommen die Fohlchen (Füllen) rotes Band in die Mähne geknüpft. Das behalten sie 14 Tage lang. Die Fohlchen werden immer gleich so viel besehen; da ist es nötig, daß sie rotes Band haben.“

In Dirschau (Westpreußen) wurde soeben gepflanzten Bäumchen rotes Band umgebunden.

Paul Piger, Geburt, Hochzeit und Tod in der Iglauer Sprachinsel in Mähren. (Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde. 1896; S. 253f.) Das Kind wird am Taufage in ein weißes Kissen gewickelt, „das mit einem brennend roten Band zusammengeschnürt wird, denn dies hilft gegen das Verschreien“. — Auch die Kühe erhalten beim ersten Weidegang ein rotes Band als Schutz.

Stanislaus Prato, Sonne, Mond und Sterne als Schönheitssymbole in Volksmärchen und -Liedern. (Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde. 1895; S. 381.) „In No. 11 [einer indischen Märchensammlung] hat Sonabri Rani (d. i. goldene Königin) goldenes Haar und goldene Zähne. In No. 15 gleicht das Haar von Jahur Rani rotem Golde (der echten Farbe der Sonne).“

Wilhelm Schwartz, Prähistorisch - anthropologische Studien. (Berlin, W. Hertz; 1884.) S. 87. Es wird an die megarische Sage erinnert, in der von dem purpurnen oder goldenen Haar des Vaters der Skylla die Rede ist. „Der Übergang von Feuer in Gold findet sich auch sonst in der Mythologie“. — S. 88 wird auf die weitverbreitete Vorstellung gewiesen: daß ein Schatz brenne.

Theodor Siebs, Das Vaterland. (Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde. 1893; S. 266.) „Aus keinem andern friesischen Gebiete sind mir so wertvolle Berichte über die Hochzeitsfeier bekannt geworden. Die Bräuche sind altes Erbgut. Als der am besten geeignete Wochentag gilt der Donnerstag (tunersdei), der dem Gotte der Ehe heilig war.“ Die Gäste spenden die „hoctidshanen“. — „Auch hierin ist vielleicht eine Spur des Thunerkultes zu sehen.“

W. von Schulenburg, Wendisches Volkstum in Sage, Brauch und Sitte. (1882.) S. 53. „Die Nyxe waren wie kleine Kinder, immer rot gekleidet,“ usw. — S. 74. Der Kobold (Koblik genannt) war ein kleines Männchen und hatte rote Mütze und rote Jacke.“ — S. 170. „Die Lutchen gingen (in Halbendorf) in roten Kleidern.“

Paul Sartori, Der Schuh im Volksglauben. (Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde. 1894.) S. 290. „Über die rote Tracht des wilden Jägers vgl. Rochoz, Aargausagen I, S. 212f. Über die rote Farbe von Nebel- und Wolkensymbolen Laistner, Nebelsagen; S. 231, 295f.“ — S. 302. „In Tirol sagt man: Wenn ein Weib rote Strümpfe trägt, ist es eine Hexe. (Zingerle, Sitten usw. des Tiroler Volkes, S. 60.) — Rote Schuhe werden der Hexe mitunter als Lohn verehrt.“

Rudolf Baumbach, Zlatarog. — Der Škrat ist ein kleiner, rauhaariger Kobold, mit grüner Jacke und rotem Käppchen. Er führt seine Günstlinge zu verborgenen Schätzen oder schleppt ihnen Gold ins Haus. Nicht selten tritt er als Spukgeist auf. Zuweilen verwandelt er sich in eine Flamme und fährt durch einen Schornstein.

Julius Rodenberg, Ein Herbst in Wales. — S. 104. „Diese Leute (Feen oder Zwerge, unter der Erde wohnend) waren alle von der kleinsten Statur, aber sehr lieblich und ebenmäßig gebaut. Sie lebten nur von Milchspeisen, welche in den Schüsseln mit Safran angerichtet wurden.“ — S. 134f. „Die Feen trugen sich rot, wie die Soldaten; auch die Taschentücher, die sie um den Kopf hatten, waren rot mit gelb gesprenkelt. Der (eine) kleine rote Mann sah sehr grimmig aus und hatte ein kupferfarbenes Gesicht.“

E. H. Meyer, Germanische Mythologie; S. 17. „Thorsmythen werden auf Olaf den Heiligen übertragen.“ — S. 103 u. 213. Die Vermummung „Erbsenbär“ erscheint — außer in den Zwölften, zu Fastnacht und im Mai — mitunter bei Hochzeitsfeierlichkeiten, geleitet von einem Schmied. — S. 218f. Der christliche Thorsvertreter im Norden ist der h. Olaf. Er wird dargestellt mit rotem Bart und einer Axt.

Der rote Faden war einst ein Rechtssymbol. (Salisches Recht; 5. Jahrh.) Der mit solchem Faden Umschlungene war dadurch „in Schutz und Pflicht gebracht.“

In Rußland. Bei der Trauung müssen — zum Zeichen, daß sie fortan denselben Weg gehen wollen — die Verlobten auf einem Stück roten Zeuges stehen. Dies Zeug erhält nachher der Priester. — Der h. Wladimir hat im Volksmunde den Beinamen „Rote Sonne“. — Bekanntlich führt eine Woiwodschaft im ehemaligen polnischen Reiche — u. a. das heutige Galizien umfassend — den Namen „Rotrußland“; und die Bewohner jenes Landstrichs heißen „Rotrussen“.

— In Sibirien. — B. Schwarz, Quer durch Sibirien. (Berl. Tagebl. 30. Jan. 1898.) Die Golden — ein eingeborener Stamm, der

nur am Ussuri vorkommt — haben als „Heiligtum“ einen leeren Holzkasten (von der Größe eines Bienenstocks), der mit einem brennend roten Tuch umwunden ist.

In China. (Leipz. Ztg., 2. Okt. 1897.) Das Schimpfwort der Chinesen (in Canton) für Europäer lautet „fanquai“, d. i. „Roter Teufel“. — Ernst Ruhstrat, Aus dem Land der Mitte. Der Auswechslung unserer Verlobungsringe entspricht in China der Austausch zweier mit rotem Papier überklebter Karten. Die Familie der Braut muß kurz vor der Hochzeit einen roten Zettel mit einem Verzeichnis der Möbel und sonstigen Gegenstände, sowie der Anzahl der Kulis, die die Sachen schleppen sollen, in das Haus des Bräutigams schicken. — (Königsb. Allgem. Ztg., 31. Mai 1898.) Beim Begräbnis des Prinzen Yi Ying wurde an der Spitze des Zuges ein großer scharlachroter Schirm getragen. Im Gefolge waren viele Personen, die scharlachrote Ehrenschirme mit braunen Stielen hielten. Etwa 30 rote Holztafeln wurden einhergetragen, auf denen die Titel und Ämter des Verstorbenen verzeichnet waren. Der Sarg (oder das goldene Kästchen, wie der Sarg von Mitgliedern der kaiserlichen Familie genannt wird) stand auf einer scharlachroten Plattform und wurde von 80 rotgekleideten Männern getragen. — (Berl. Lok.-Anz. 22. Jan. 1898.) Das Amtsigel eines jeden Mandarin wird vor dem Neujahrsfest sorgfältig verpackt, eingeschlossen und unter Siegel gelegt, nachdem die für die notwendigsten Fälle erforderlichen blanken Papiere abgestempelt und mit vier „roten Zeichen“ versehen sind, die die vorherige Abstempelung bekunden. — Am Vorabend des Neujahrstages steht vor jedem Haus und jeder Hütte in einer Nische ein bemaltes Täfelchen mit einer Inschrift zu Ehren des Erdgottes. Daneben brennen rote Kerzen. — Zum Neujahrsfest gehören auch großes Knallfeuerwerk und Massenkanonade mit roten Papierschnitzeln, die „Geld für die bösen Geister“ bedeuten.

In Indien. — Karl Tanera, Indische Reisebriefe. (Danz. Ztg. 16: April 1897.) Ein Leichenzug naht. Die gestorbene Frau liegt offen auf einer Bahre. Ihr Gesicht ist rot geschminkt, ein rotes Tuch umhüllt ihre Lenden. — Die Bhutias am Himalaya. (D. Leseh. 27. März 1898.) Die meisten, manchmal sehr sonderbaren Sitten der Bhutias am Himalaya beruhen in ihrer Religion (Lamaismus); alles geschieht durch die Priester, die rötliche Bekleidung tragen und einen Donnerkeil [wohl eine Waffe] mit sich führen. — Curt Cramer, Weltreisebriefe eines jungen Kaufmanns. (Hamb. Vereinsbl. 11. Aug. 1889.) Die Lamas oder Priester sind rot gekleidet.

Herr Professor Dr. Johannes Bolte übersandte mir s. Zt. noch folgende Notizen: J. Grimm, Reinh. Fuchs 5 XXX. — Eiselien 533. — Stöber, Elsäss. Volkss., 1, 139. — Wander, Sprichwörter-Lexikon;

Rotbart usw. — v. Düringsfeld und v. Rheinsberg, D. Sprichwörter der germ. u. rom. Sprachen, II, 146—148. — Schönwerth III, 246; III 355. — Uhland, Volksl. No. 266 B. 10. — Kehrein II, 29. — Woefle, S. 76. — Curtre, Volksüberl. S. 537. — Berg, Aus dem Osten der österr. Monarchie (Dresden 1860) S. 118. Rothaarige hält man in der Walachei für Vampyre. — Grimm, Rotes Haar, No. 88. — R. Hunt, Pop. Romances of the West of England, II. 209. „Out! out! out! — Away! away! to the Red Sea — to the Red Sea — to the Red Sea!“ ruft ein Geisterbeschwörer den Geistern zu. — Th. Zielinski, Die Mädchenkomödie in Athen. S. 49. — O. Crusius, Märchenreminiszenzen, S. 36f. — Pröhle, Harzsagen S. 89, 148, 211. — Arthur Köhler(-Dresden) schrieb [an Hrn. Prof. Bolte]: daß Isolde rotsammetne Kleider bringen ließ; (v. 1621) ir vorging daz große ungemach unde vorgas dere mühelichen clage unde hys im dare tragin nuwe cleider sammyt rot. — Panzer 2, 175 (Rot. Ritter). — v. Arétin, Älteste Sage über d. Geb. u. Jugend Karl d. Gr. „Nach der Weihenstephaner Chronik war König Pipins Hofmeister, der seine eigene Tochter an Stelle der zur Gemahlin Pipins bestimmten Königstochter Bertha von Kerlingen unterschiebt, ein mächtiger „roter Ritter“. (Über den „roten Ritter“ großes Material.) — K. Simrock, Bertha die Spinnerin. — Erdely, Die drei Königssöhne. (Der rote Ritter.) — Müllenhoff, No. XXI, S. 453f. — Campbell, I, 97. „A red-headed lad“ giebt sich für den Befreier der Prinzessin aus. — S. Schleicher, 100, rotgekleid. Ritter. (cf. Hertz.)

U. M. Herr Dr. med. Richard Cohn bemerkte zu dem beifällig aufgenommenen Vortrag folgendes. Vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus wird sich die Frage aufwerfen lassen, ob nicht die Bedeutung, welche die rote Farbe nach den interessanten und eingehenden Ausführungen des Frl. L. in symbolischer Beziehung hat, sich aus der rein optischen Beschaffenheit des Rot erklären lasse. Nach der Wellentheorie ist Rot derjenige Bestandteil des zusammengesetzten Lichtes, welcher sich durch die größten Wellenlängen auszeichnet. Diese langen und kräftigen Wellen müssen, wenn sie das Auge treffen, demselben eine stärkere Empfindung machen als die übrigen Farben es vermögen. Daher zwingt uns das Rot seinen Farbencharakter stärker auf als die Wellen der übrigen Farben; aus einer Kollektion z. B. von farbigen Bändern oder Blumen wirken die roten als die stärksten Eindrücke. Rot ist immer vorherrschend und läßt sich aus seiner hervorragenden Stellung im Farbenspektrum nicht so leicht verdrängen, besonders da es bei jeder Beleuchtung leicht sein Feuer beibehält. Dazu kommt, daß Rot in der Natur nicht so häufig, und schönes, sattes Rot sogar selten ist. Diese relative Seltenheit hat ihren Einfluß auf unsere Farbenempfindlichkeit nicht verfehlt, denn auch aus diesem Grunde irritiert

es mehr als die anderen Farben und kann vom Auge nicht so lange als sie ertragen werden. Man wird sich nun denken können, daß ein Farbeneindruck von dieser Beschaffenheit, besonders wenn es sich um das volle, satte Rot handelt, dem Menschen, zumal dem einfachen Naturmenschen, von jeher als etwas besonderes gehalten haben mag. In seiner Umgebung das Landschaftsgrün, das Himmelblau, die gelben Töne des Herbstes, Bronze- und Goldtöne, Schneeweiß und vieles andere waren ihm gewohnte und geläufige Eindrücke, aber das Rot, das Seltene und stark Reizende muß ihn frühzeitig zu der Vorstellung beeinflußt haben, daß hier etwas Dominierendes, Prächtiges, Majestätisches, Weihevolleres in Wirkung sei. Dazu wird das Bewußtsein, daß das von seinen ersten Lebenskeimen bis zur letzten Lebenssekunde im Flusse befindliche Lebensagens, das Blut, dieses gewaltige Sattrot als Farbe habe und daß dieses Rot in den Epochen gesteigerter Lebensenergie aufwalle, die Vorstellung erweckt haben, daß hier an diesem Farbenton etwas Erregendes, Antreibendes, Leidenschaftliches gebunden sei. Goethe hat bei der Bewertung der Farben nach ihrer sinnlich-sittlichen Wirkung hervorgehoben, daß das satte Rot einen Eindruck sowohl von Ernst und Würde, als auch von Huld und Anmut gebe und daß in diesem Farbenton gesehen Erde und Himmel gleichsam wie am Tage des Gerichts erscheinen müßten. Daß eine derartig eindrucksvolle Gesichtsempfindung im kulturellen Leben der Völker zu einer großen symbolischen Bedeutung gekommen ist, erscheint fast selbstverständlich.

Kleine Mitteilungen.

Zum märkischen Volksglauben von R. Jülicher. (Fortsetzung.)

5. Daß man einen nicht überwinden kann. Nimm Beifußsaft (?) aus der Apotheke, schmiere dich damit bis an die Ellenbogen und bestehe dann einen Kampf mit einem, so wirst du siegen. 6. Daß du behaltest, was du liesest. Nimm ein Aug von einem Wiedehopf und trag es bei dir. 7. Desgl. Bestreiche um Mitternacht das Haupt und die Stirn mit Rosenwasser, so bekommst du ein gut Gedächtnis. 8. Zu schießen was du willst. Nimm Herz und Leber von einer Fledermaus, tue es unter das Blei, wenn du Kugel gießest, so kannst du treffen was du willst und siehst. 9. Daß dich ein Feuer nicht brenne. Nimm Eisenkraut und Eierklacks, temporiers untereinander und schmiere die Hand damit. 10. Glück im Spiel hat, wer ein Eulenzherz bei sich trägt. 11. Desgl. Nimm den Stein, den die Fledermaus im Rücken trägt und trag ihn bei dir, oder einen Wiedehopfkopf desgleichen. 12. Das Wiedehopferz hilft dazu, daß man nicht betrogen werden kann. 13. Heimlichkeit zu erfahren. Nimm das Herz von einem Raben und lege es einem Schlafenden auf das Herz, so

erfährst du es. 14. Daß man einen liebe. Trag Wiedehopfsaugen bei dir, so bist du lieb und angenehm. (Der Wiedehopf ist ja demnach sehr vielseitig verwendbar zu Zauberei und Hexenkünsten). 15. Oder trag das Aug von einem Dachsen bei dir, so gefaldest du jedermann wohl. 16. (Für eifersüchtige Ehemänner) Frauenheimlichkeit zu erfahren. Nimm eine Leber von einem Hasen und schreibe ihren Namen auf ein neues linnenes Tuch und lege es ihr unters Haupt, daß sie nichts davon weiß, danach sagt sie alles, wonach man sie fragt.

Die Nachtmähre, der Nachtmahr, die Moard in der Uckermark geheißen, wird dort ebenso gefürchtet wie in Schleswig-Holstein (besonders Norder-Dithmarschen). Es ist wohl das gar nicht seltene Alpdrücken und wird in seiner entschieden böartigen Weise als ein weibliches Wesen geschildert (in der Hauptsache gleich wie in der Uckermark). Sie hat die Gestalt eines behaarten Tieres, treibt nur in der Nacht ihr Wesen und quält Menschen und Tiere. Es öffnen sich ihr geräuschlos alle Türen, auch wenn sie verschlossen sind, und schließen sich wieder hinterher. Nur bestimmte Personen und Tiere sind ihren Anfällen ausgesetzt. Sie kommt zur Tür herein, steigt zu den schlafenden Menschen ins Bett, geht zu den Rindern und Pferden in den Stall und wälzt sich auf ihr Opfer als schwere Last, daß es ächzt und jammert. Ruft man den also gequälten Menschen mit seinem Namen, so entweicht die Nachtmahr, steigt auf den Hausboden und verläßt das Haus durch den Eulengiebel. Rinder, deren Schwanzhaare, Pferde, deren Mähne verwirrt und verfolgt erscheinen, sind von der Nachtmahr gequält. Menschen können sie dadurch aufhalten, daß sie, nachdem sie zu Bett gegangen sind, die Pantoffeln mit den Hacken gegen das Bett gewandt hinstellen. — Ganz neu ist mir die Zaubereigenschaft gewisser Handstücke der „Spökenkiekere“, dem „Voraussehen“ Dienst zu leisten! Den Vorspuk (vgl. oben Friedeberg) kennt man auch in Dithmarschen, kann dort aber denselben übergeben, wenn ein Nichtsehender im Moment der Erscheinung des Vorgesichts (Braut- oder Leichenzug etc.) auf die Hacken tritt und über die linke Schulter sieht. Dann sieht der „Neuling“ den Vorspuk zum ersten Mal und ist fortan mit der Eigenschaft des „Sehens“ behaftet; der andere aber ist von da an davon frei. Jene Hand- (Spazier-)stücke sind unvernichtbar und unverlierbar; gehen in der Familie durch Erbschaft auf den Erstgeborenen über, sie verleihen die Eigenschaft des „Voraussehens.“ Man mag sie wegwerfen, verschenken, verbrennen, zerhauen, immer stehen sie unversehrt am Abend wieder im Hause ihres Eigentümers, dem sie angeerbt sind, an einer bestimmten Stelle, und wenn nächtlicherweile denselben die unwiderstehliche Gewalt zum Schauen eines Vorspuks fortreibt, so muß er den Zauberstab ergreifen und seine Wanderung antreten.

Den Glauben an die Erscheinung kopfloser Männer etc. teilte man auch in Rüdersdorf. Dort erzählte mir eine Schulkameradin von 35 Jahren, daß ihr Vater in einem Gange zwischen zwei Hecken des Dorfes in einer Nacht (aber wiederholt) eine Kutsche mit 4 kopflosen kohlschwarzen Rappen und einen Kutscher gleichfalls ohne Kopf gesehen habe. — Verwandt hiermit ist die Erscheinung des gespenstischen dreibeinigen Hasen, den ein heute noch lebender Tagelöhner zu Pinnow, Kr. Angermünde, sehr zu seinem Schaden

gesehen haben will. An einer auch mir gutbekannten, etwas unheimlichen Bodensenke am Wege Pinnow-Dobberzin „genannt Behrens-Bad“, habe er eines abends von Angermünde ganz gesund und nüchtern kommend, dies Untier zuerst deutlich im Mondschein sitzen sehen. Nachdem er vorbei war, habe sich „etwas Dunkles“ auf seinem Rücken gesetzt — unabschüttelbar — und sei eine immer unerträglichere schwere Last geworden, daß er sie kaum habe ertragen können. Tatsächlich ist der Mann seit jenem Tage sehr schwerfällig und schwächlich auf den Füßen geworden.

Der **Rietwurm** als Teufel. Wenn man einem Rietwurm mit einem alten Zweigroschenstück den Kopf abschneidet und mit einem Faden um den Hals des Kindes hängt, so ist es geschützt vor allem Ungemach. Bei der Taufe eines Kindes im Dorfe Brederiche rief ein Bauer: „Herr Pastor, lassen sie den Segen, denn das Kind hat den Düwel im linken Zipfel seiner Windel.“ Als nachgesehen wurde, fand man im linken Zipfel der Windel einen Rietwurm eingnäht. Mitteilung (1882) von Fräulein B.

W. v. Schulenburg.

Zwölften-Gottheit. Frau Wodke, Mutter Wodke, Wuttke, fule Jreth.

In Plattenburg (Kreis Westprieignitz) sagte man: „Die Heede muss ab sein zwischen Weihnachten und Neujahr, sonst kommt die Frau Woodke *ου μοστ φαρ ιν*. Die soll so in die Luft fahren mit die wilde Jagd. Hi-hu-ha! so auf die Art macht es und sollen so kleine Hunde sein, die so mit Frau Wodke in der Luft sind; [hochdeutsch] sagt man Frau Wuttke.“ So teilte mir (1903) Frau Engel mit, 64 Jahre alt. „Als ihr Vater (83 Jahre alt geworden) mal mit dem Herrn v. S. über die Weide gefahren ist, da haben beide es in der Luft gehört.“ Wodke = Wodeke, von Wode = Wodan.

Ebenfalls Plattenburg, Frau H. „Den Tag vor Lichtmeß [2. Febr. sagte man [zur Warnung], wenn jemand nicht abgesponnen hatte: „Mudda“, Wodk'n kümmd süß, . . . in de Heech, det man nich wida schpinnen kann.

In ein Dorf bei Havelberg kam in den Zwölften „Mutter Wuttke.“

In Teetz, Gadow u. a. Dörfern (Kreis Ostprieignitz) sagte man noch vor einigen Jahrzehnten: „An heilige drei Könige soll abgesponnen sein, sonst kommt de fule Jreth und steckt [der faulen Spinnerin] verfaulte Äpfel oder *ροσσηππιαλ* in die Heede.“ [In Wirklichkeit taten andere heimlich solche hinein]. „Paßt mal up, nu kümmt de olle fule Jreth, hieß es, dann haben die Kinder gelauscht, aber keinen gesehen.“ Ebenso erschien die fule Jrethe in Alexanderhof (Kreis Teltow, nicht Alexanderdorf wie Brand. 1896, 234), ferner an h. 3 Könige bei Ahrendsee in der Altmark. Faule Magd war früher ^{die} Name für die wilde Jagd bei Fürstenwalde (Kreis Lebus). Lahn und Engeliem (Volksmund, 1868, 234) vermelden aus Schmarfendorf (Kreis Königsberg i. N.) als Hochzeits- und Eheweissagung: „Steckt sich ein Mädchen am Johannistage nachmittags einen Strauß Fri-Kraut (*Fumaria officinalis*, arzeneilicher Erdrauch) an den Busen und geht spazieren, so

begegnet ihr ihr zukünftiger Mann.“ Ich finde bei Höfler (Kult-Calendarium Oberbayerns, i. d. Zeitschrift d. D. u. Ö. Alpenvereins 1893) angegeben für Oberbayern „faule Gretl-Fumaria officinalis. Er setzt hinzu: „Zu St. Margarethen-Kirchen wallfahren namentlich Frauen um schöne Kinder zu erhalten.“ Der märkischen Margarethe (13. Juli) bei der Ärnte ist gedacht Brand. 1896, 219, für das Wetter Br. 1903, 272. Weineck (Laus. Mitt. 1898, 36) erwähnt von der unteren Unstrut (Nebra) die Schlüsselgriete mit langer Nase. Ebenso hat sie Frau Holla und Berchta und ist wohl auch für die Frick im Märchen bei Kuhn und Schwartz (Nordd. Sag. 1848, 319) anzunehmen, denn in einem gleichartigen von mir aufgezeichneten Märchen hat die alte Hexe eine Nase, die bis auf die Erde langte und in einem anderen märkischen Märchen drei Verwünschte im Wasser, die als Schwäne, als schöne Mädchen auf einer Wiese, unten im See und als alte Frauen im Schloß erscheinen, so große Nasen, daß man sie kaum übersehen konnte. Die große Nase bildet also, auf Grund von Sage und Volkstum, eine gemeinsame Beziehung bei jenen göttlichen Frauen.

Bei den Kamernschen Bergen (Kreis Westhavelland) einst dem Sitze der Frau Harke oder Harfe „wächst (Nordd. Sag. 114) der Frau Harfenbart, auch Flunkerbart oder Straußgras genannt“. — Etwa *Agrostis vulgaris*? Dieser Frau-Harkenbart scheint wenig zur Kenntnis genommen zu werden, auch Söhns (Unsere Pflanzen, 4. Aufl. 1907; Namen und Volksglaube) hat ihn nicht.

W. v. Schulenburg.

Anno 1806. Wie die unglücklichen Ereignisse von 1806 sich in der Seele unseres Landvolkes widerspiegelten, zeigen folgende Vorstellungen. „Napoleon hat gesagt anno 6: „Österreich habe ich geschlagen, mit den Russen will ich es wagen, mit den Preußen will ich es machen, daß die ganze Welt soll lachen.“ Damals haben sie die Preußen verkauft, die Patronen haben sie mit Asche gefüllt, da haben sie nichts können machen. Der alte — [ein angeblicher Minister, der längst verstorben] soll auch dazwischen gesteckt haben. Dafür hat er müssen sein Leben lang einen Strick tragen um den Hals. Der Scharfrichter hat alle Jahre kommen und nachsehen müssen, ob er ihn trug. Kann aber auch sein“, setzte der alte Bauer (1894) hinzu, „daß er eine Kette dafür um den Hals getragen hat, weil er Preußen an die Franzosen verkauft hatte. Das war früher solche Strafe bei hohen Offizieren, wer so etwas hatte verübt“. (Über den Volksglauben vom Stricktragen um den Hals s. Zeitschr. f. Ethnol. Verh. 1898, 76). Kreis Teltow.

W. v. Schulenburg.

Die Fastnachtssemmel als Liebeszauber (vor 1840). Sonntag fing der Faßnachten an. Da sammelten die Bauernsöhne und Knechte Wurst, Speck und Eier bei den Leuten im Dorf. Det Speck brotten am Montag in den Kröa siene Küchene einige Knechte und dann aßen Knechte und Bauernsöhne den Speck und die Würste. Auch die Jungen, die das Vieh hüteten, kriegten ihr Teil ab vom Tisch. Nun blieb Schmolt übrig von

dem ausgebratenen Speck, denn die Leute gaben fettet Speck, jeder wollte sich doch zeigen. Dieses hoben sie auf bis künftlich Sunndach Abend, da teilten sie das Schmalz. Der Krüger mußte Semmeln anschaffen, die die Knechte sich kauften für das Geld, was übrig blieb. Für die Musik an Faßnacht sammelten die Mäkes das Geld und die Jungen (Burschen) kriegten es und zahlten es aus an die Spielleute. Auf die Semmeln schmierten sie das Schmalz, etwas davon nahmen sie sich auch zu Stiebelschmeer mit. Manche haben ihre Semmeln gegessen, manche sie mitgenommen und ein oder zwei Semmeln unter die Mädchen verteilt. Dazu wurden die Semmeln erst aufgeschnitten, die Hälften auf die Brust oder untern Arm genommen, daß sie warm wurden, und dann wurden sie geschmiert. Sonntag Abend, wenn sie aus dem Krug nach Hause gingen, dann brachten sie die Semmeln an das Kammerfenster von den Mädchen. Sie hatten den Glauben, die Mäkes müßten alleene [d. h. aus eigenem Antrieb] kommen, ihnen nachgehen, und auch nicht von ihnen ablassen. Und das ist wahr: wer die Semmel aufessen tut, muß dem Menschen nachgehen, der sie ihm gebracht hat, dann kann man nicht von ihm lassen. Kreis Teltow, Groß-Schulzen-dorf u. a.

Ebenso wie an Fastnacht gaben die Mädchen das Geld bein Rieden [Stollereiten]. Früher hatten sie große Stollen von Weizenmehl wie große Schrippen [d. h. wie ein Brot so lang]. Das Reiten war „8—14 Tage vor Pfingsten.“ Ebenda.

Faßnacht (Fasenacht z. B. im Schwarzwald) ist die ältere Form, mittelhd. vassenacht. Nach Kluge: Faß von faseln, „Unsinn treiben“, die Form Fastnacht mag von der Geistlichkeit eingeführt sein; fasten schon altgermanisch.
W. v. Schulenburg.

Gedenktafeln. In der Kirche zu Lenzen a. d. E. finden sich (1886) folgende Inschriften: „A et Ω. Sta viator, sta ad hunc lapidem, non tamen lapis super lapidem, lege quae lapis hic loquitur: tegitur sub hoc lapide lapis pretiosissimus, adamas ab omnibus adamatus M. H. Crusemare Leontinensium ludi moderatur, post ecclesiae eorundem diaconus tegitur: non tegitur, vivit viva in animis viventium fama. Tu viator omnem move lapidem et olim placide quiescas sub lapide.“

Ingenii capit Henricus Crusemareus honorem,
Ast exorari nescia fila secat“.

„Herr Heinrich Crusemare, den Clio wohl getränkt
Mit edlem Zimmetsaft, liegt hier ins Grab gesenket:
Die Atropos zerschnitt ihm seinen Lebensdraht
Da er kaum dreissig Jahr dies Rund beschauet hat.“

1683.

Memento mori.“

Eine ähnliche Anleihe im Steinreich macht der Verfasser einer Inschrift ut einer Gedenktafel in der Kirche zu Kennath (Kreis Oststernberg), die

ich selbst gelesen, aber später durch jemand abschreiben ließ, wobei einige Fehler unterlaufen zu sein scheinen. „Grabschrift der Hoch-Wohlgebohrenen Frl: Mariane Charlottae von Binnig und Pinnow geb. Ao 1689 d. 1. Juni gest. 1712 d. 24. Jan: alt 22 Jahre.

Hier liegt ein großer Schatz, das Silber reiner Tugend.
Des Adels reines Gold, des Saphirs schönes Bild
Die Perle reiner Zucht, der Keuschheit Diamant.
Nun hat der harte Tod, den Schatz in seiner Hand
Hier ruht; auf dero Sarg die schöne (K ?) Fron gestanden
In dero Herze nichts, als Tugend war vorhanden
Des Himmels Bräutigam, giebt ihr den Himmelslohn
Und setzet auf ihr Haupt den (?) schönen Lebenskron.“

Da die kleine und ärmliche, aber trotzdem in ihrer Art ansprechende Dorfkirche aus Fachwerk vielleicht inzwischen einem Neubau gewichen ist, so mögen hier noch zwei andere Inschriften dortiger Gedächtnistafeln folgen: „Denkmal des Hochwohlgebohrnen Herrn Alexander Ferdinand von (T ?) Froschke gewesenenen königl. Hauptmañ Erb- und Gerichts Herrn und Kirchenpatron allhier zu Kemnath: er war gebohren im Monat November 1745 = gestorben 19 ten Januar 1789 sein Alter gebracht auf 44 Jahre, 2 Monat und 19 Tage.“

„Anno 1. 6. 37 ist die Hoch-Wohl Edelgebohrne Viel Ehrenreiche, Mehr Tugendtsame Jungfer Aßmeria gebohrne Tückin, zur Welt gebohren u. an 5 ten July 1. 6. 72. Nach außgestandener harter Niederlage auff daß thewre Verdienst Jesu Christi sanfft undt Seelig eingeschlaffen Ihres Alters 35 Jahre.“

W. v. Schulenburg.

Das Grab im Bücherladen. In der Chausseestraße 121 zu Berlin befindet sich ein Bücherladen und eine Lesehalle. Aus den vielen Büchern und Journalen, welche in diesem Laden aufgestapelt sind, erhebt sich im hinteren Teile desselben ein mit Inschrift versehener großer Grabstein. Die Geschichte dieses Steines ist folgende: An das Haus, in welchem sich der Laden befindet, grenzt der französische Kirchhof. Der größte Teil der Gräber wurde auf diesem Kirchhof infolge Verjährung entfernt und der kostbare Platz in der Chausseestraße 121 mit Läden bebaut, nur ein Grab war auf 100 Jahre gekauft und die Angehörigen waren nicht zu bewegen, das Grab entfernen zu lassen. Infolgedessen baute man kurzerhand den Grabstein einfach in den Laden mit ein. Jetzt sind 100 Jahre verflossen, und wird dieser historische Zeuge nunmehr bald verschwinden. Noch vor einigen Monaten besuchte ein Enkel, ein Greis, den unter diesem Stein Beigesetzten, das Grab täglich, indem er stundenlang in dem Bücherladen vor dem Stein Platz nahm.

Die Inschrift des Grabsteins lautet folgendermaßen:

Dieser Stein soll erhalten das Andenken

an

Antoinette Weiß

geb. Biancone

für

ihren trauernden Gatten

Caspere Weiß

den sie

VI Jahre und 11 Monate

mit treuer Liebe beglückte

und für ihre I I I I Kinder

die sie mit

mütterlicher Zärtlichkeit

pflegte.

Die Edle

starb XXVII Jahre alt

am XX Februar

MDCCCV

Max Kühnlein.

Der Name Berlin in Neu-Vorpommern. Es ist für uns interessant, allen Spuren, wo der Name Berlin vorkommt nachzugehen. Von Lassan in Neu-Vorpommern aus besuchte ich zweimal der Wassertiere wegen einen ansehnlichen Landsee, den Berliner See bei Buggenhagen (Meßtischblatt 680). Er ist neuerdings ausgemessen von A. Bellmer in Greifswald (vgl. X. Jahresbericht der Geogr. Ges. zu Greifswald 1907 S. 482, dazu eine Tafel, Fig. 4). Der Berliner See hat bei einem Areal von 6,9 ha eine NO-SW-Längserstreckung von 375 m, eine Breite von 150 m, besitzt die Form eines Parallelogramms mit abgerundeten Ecken und nimmt zwischen drei Geschiebehügeln gelegen, die tiefste Stelle des Geländes ein. Bei einer Höhenlage des Spiegels von ca. 7 m noch 9,5 m unter diesen hinab. Die Gegend einsam und romantisch, etwas bergiger als man in Neu-Vorpommern gewohnt ist.

E. Friedel.

Aus Rheinsberg. Mitglieder der „Brandenburgia“ und der Pflugschaft des M. Prov. Museum unternahmen am Sonntag, den 8. September 1907, unter Leitung des Geh. Regier.-Rats E. Friedel eine Studienfahrt nach Rheinsberg (Mark). Besichtigt wurden der an des Großen Königs Jugendzeit erinnernde Park, in welchem sich befinden die Grabpyramide mit den Gebeinen des Prinzen Heinrich von Preußen, das 1758 angelegte Naturtheater, der Salon, die düsteren Steingrotten, das große Portal, durch das der Besucher einen herrlichen Fernblick auf den sogenannten Leuchtturm genießt. Von diesem Turm ließ Kronprinz Friedrich, sobald er die Offiziere aus der Garnisonstadt Neu-Ruppin zu haben wünschte, Leuchtfeuer als Zeichen seines Willens aufsteigen. Besondere Wächter hatten das Beobachtungsamt solcher

Leuchtfeuer. Ferner wurden im Park besichtigt die Sphinxstreppe, die Billardbrücke, so genannt, weil sie direkt ins Billardzimmer des Kronprinzen führte, der Freundschaftstempel, die Malesherbessäule mit ihrem an den Tod des Trägers dieses Namens erinnernden Hinrichtungsbeile. Sehenswert war noch der große Obelisk, ein Denkmal, welches Prinz Heinrich allen von Friedrich II. verkannten Offizieren des Siebenjährigen Krieges errichtet hat. Fräulein Hedwig Scheibler von der Königl. Hofkammer, nach dem Tode des 43 Jahr amtiert gewesenen Kastellans Scheibler mit der Aufsicht des Schlosses gegenwärtig betraut, geleitete die Pflugschaft durch alle Räume desselben. 1734 von Friedrich Wilhelm I. gekauft, schenkte dieser Monarch das Schloß seinem Sohne, der es bis 1739 fertig bauen ließ. Erhalten sind noch die Zimmer des Kronprinzen, des Prinzen Heinrich, der Prinzess Heinrich und der Prinzess Amalie.*) Im Kavalierhause befindet sich das noch 1774 benutzte Schauspielhaus mit seinem kleinen Parterre, seinen 2 Logenrängen und seiner geräumigen, jetzt leer erscheinenden Bühne. Lehrer Lamprecht führte nun die Besucher in die Stadtkirche, deren ältester Teil am Ende des 13. Jahrhunderts und deren neuerer Teil ($\frac{2}{3}$ der Kirche) von Achim v. Bredow 1568 in Renaissancestil erbaut wurde. Die Rückwand des Altars, geschenkt von v. Bredow, stellt dar die Kreuzigung Christi in Holzschnitt. In der Gruft, die 1822 zum ersten Male geöffnet wurde, liegen links des Altars Achim v. Bredow und seine drei Frauen, sonst waren noch 18 Särge und 67 Leichen vorhanden. Eine der Bredowschen Frauen hatte an der linken Hand sechs Finger- und einen Hornring. Die dritte Frau war 1594 beigesezt. Ein Ritter war mit Degen- und einem Gesangbuch von 1612 versehen. Letzteres legte man ihm wieder in die Hände. Am 10. Oktober 1848 wurde diese Gruft zum letzten Mal geöffnet. Von den drei Glocken trägt die größte den Namen des Prinzen Heinrich und seiner Kammerherren. — Nach dem Mittagmahle wurde das Genesungsheim der Landesversicherungsanstalt Brandenburg unter Führung des Oberinspektors besichtigt. Zwischen Seen und dichten Wäldern belegen, bietet es mit seinen neuzeitlich eingerichteten Versammlungs-, Speise- und Schlafsälen, seiner Koch- und Waschküche modernster Anlage, seinen Wasser-, Dampf-, Kohlensäure- und Sandbädern eine wirkliche Genesungsstätte erholungsbedürftiger Männer. — Nach einem Besuch der benachbarten Remus-Insel wurde noch Lindows uralte, 1638 zerstörte Klosterstätte besichtigt, und hochbefriedigt kehrte die Pflugschaft von den erinnerungsreichen Stätten altmärkischer und friederizianischer Zeit heim.

Max Kühnlein.

Sylvesterbrauch in Berlin N. Man tut auf je einen Teller etwas Sand, ein Stückchen Brot und einige Geldstücke. Dann werden dem, der wissen will, was ihm im neuen Jahre bevorsteht, die Augen verbunden;

*) Aus einem der Wirtschaftszimmer wurde bei obigem Besuche für 100 M. kurzer Hand ein runder brauner Kachelofen im Rokkostil mit weißem Fayence-Aufsatz für das neue Märkische Museum erworben, woselbst er bereits aufgestellt worden ist.

sind nun die Teller gehörig vertauscht, so muß er sich einen derselben aussuchen, wobei er nur den Sand berühren darf. Greift er den Teller mit dem Gelde, so wird er im kommenden Jahre reich; trifft er den Teller mit dem Brot, so wird er stets satt zu essen haben. Wer aber den mit dem Sande nimmt, der muß im nächsten Jahre sterben. Die Tochter eines Grünkramhändlers in der Gerichtstraße erzählte mir, am Sylvesterabend 1904 sei die Nachfrage nach Sand in ihrem Geschäft so lebhaft gewesen, daß sie sich schließlich erkundigt habe, wozu der Sand gebraucht werden solle. Dabei erfuhr sie, daß man ihn für den obengenannten Zweck verwenden wolle.

Otto Monke.

Graapschsteine werden in Schönfließ-Neumark die „Vipselsteine“ genannt, welche man beim Spiel mit der inneren Handfläche oder mit dem Handrücken auffängt.

„Graapschen“ sagt man im Havellande für greifen. **Angräpsche Wår** ist eine solche, die dem Gelegenheitsdiebstahl leicht ausgesetzt ist, z. B. Eßware. Auch in Berlin ist das Wort „grapschen“ bekannt und bedeutet hastig zugreifen, um etwas fortzunehmen.

Otto Monke.

Aus Schönwalde bei Bernau. Die seitens Leopold von Ledebur in seinen Altertümern des Regierungsbezirks Potsdam enthaltene Mitteilung über die Auffindung einer alten Glocke bei Schönerlinde soll nach Ansicht des Gemeindevorstehers von Schönwalde auf die Sage von versunkenen Glocken zurückzuführen sein, welche sich an den sogenannten „alten Hof“ in der Nähe der Station Schönwalde der Groß-Schönebecker Kleinbahn knüpft.

Otto Monke.

Der Weihnachtsbaum und die Kartoffel. In den Berlinischen privilegierten wöchentlichen Relationen der merkwürdigen Sachen aus dem Reiche der Natur findet sich vom 30. Juni 1755 folgende Bemerkung: „Die Erdäpfel genießen allhier die Menschen mit großem Appetit und richten selbige auf vielerlei Arten zu. Der gemeine Mann wird sie mehrenteils gesotten mit Salz, teils mit, teils ohne Brot essen. Ja, man pflegt solche unter das Brot zu backen. Ich könnte auch Exempel anführen, daß Leute zu etlichen Wochen ohne Brot zu haben, allein von Erdäpfeln gelebt und sich frisch und gesund dabei befunden. Sie nehmen auch keineswegs so viel Zeit, sie zuzurichten, hinweg. Nun ist dieser Vorteil dabei, daß man solche vorerst aufsieden läßt, ehe man dieselben schälet. Als ein lächerlicher Nutzen der Erdäpfel wird beigefügt, das in hiesigen Gegenden manche Leute um die Weihnachtszeit grüne Fichten in die Stuben bringen und selbige mit vergoldeten Erdäpfeln putzen lassen, um den Kindern eine Gestalt von Paradiesäpfeln vorzuspiegeln.

Diese einem Aufsatz des uns aus Vorträgen der Brandenburgia wohl bekannten Herrn Pastor Siegfried Passow zu Hohenfinow („Wie die Kartoffel

nach Hohenfinow kam“ in „Aus der Heimat“ vom 15. November 1907) entnommenen Angaben sind in doppelter Beziehung denkwürdig: einmal als eine der ältesten Angaben über den Weihnachtsbaum (oder seine unmittelbaren Vorläufer) bereits aus der Mitte des 18. Jahrhunderts und dann die Verwendung der Kartoffel, vergoldet als Ersatz der üblichen Weihnachtsäpfel. Damals galt die Kartoffel als etwas vornehmeres, jedenfalls vornehmer als der Apfel und dieser mußte bescheidenlich zurücktreten: heut würde der Ärmste bei uns nicht die gemeine Kartoffel als Schmuck an den Weihnachtsbaum hängen. Als Weihnachtsbaum werden 1755 für die Mark bereits Fichten d. h. Rottannen = *Picea excelsa* (nicht Kiefern = *Pinus silvestris* oder Weißtannen = *Abies alba*) angeführt, was auch Beachtung verdient.

E. Friedel.

Fragekasten.

Was sind Fordermeister? Bei den Innungen ist es seit unvordenklicher Zeit Sitte unter dieser Bezeichnung Mitglieder zu ernennen, welche die ausstehenden Forderungen einziehen. Ist z. B. eine Forderung der Innung gegen ein Mitglied rechtskräftig eingeklagt, so soll die letztere nicht gleich die Vollstreckung nachsuchen, sondern der Fordermeister erst hingehen und versuchen die Zahlung ohne gerichtlichen Zwang einzufordern. E. Fr.

Was bedeutet der Ausdruck „mulmig“? In dem Disziplinarverfahren gegen den frühern Gouverneur Jesko von Puttkamer kam vor dem Reichsdisziplinarhof zu Leipzig am 13. Januar folgendes zur Sprache. Der Angeklagte von einer Zeugin: „Ich schrieb ihr: Die Sache ist mulmig! Ein Unberufener scheint sich einmischen zu wollen, verweigern Sie Aussage.“ — Der Vorsitzende bemerkt: „Was heißt das, daß die Sache mulmig ist, woher stammt diese Redensart? — v. Puttkamer: Aus der Berliner Ackerstraße. (Heiterkeit.) Sie bedeutet so viel wie faul und nicht richtig. (Erneute Heiterkeit.) Es ist ein Ausspruch, der sich überhaupt nicht übersetzen läßt.“ „Mulmig“ in übertragenem Sinne ist eine in Berlin allerdings bekannte Ausdrucksweise. Mulm ist fauliges Holz. F. Fr.

Der Patenpfennig. Ein „Wünschchen“ heißt hie und da der Patenpfennig, Plapper- oder Klapperpfennig, der in einen Brief gewickelt, dem Kindehen von den Paten ins Taufkissen oder Bettchen gesteckt wird und Geld von allen Münzsorten oder auch Spielpfennige enthält, damit es sich bald in den Münzsorten auskenne und es ihm niemals am Gelde fehle. Was ist mit einer solchen halb „abergläubischen“ und ganz „materiellen“ Sitte zu machen? Es fanden sich kürzlich, so erzählt H. v. Lüpke in der „Dorfkirche“, auf solch einem einhüllenden Briete bei einer Taufe folgende Reime, die an Volkssprüche und Reime anknüpfen, dann aber der Sache eine Wendung ins Innere geben:

Hier, Patchen, hast du das Deine,
 Laß jedem das Seine!
 Nimm deinen Plapperpfennig,
 S' ist von allem ein wenig.
 Willst du großen Schaden meiden.
 Lern die Münzen unterscheiden.
 Merke bald, was falsch, was echt,
 Merk, was gut ist und was schlecht,
 Was nur scheint und doch nicht frommt
 Und was aus dem Herzen kommt.
 Merke, was ein ewig's Gut
 Und was nur so blenden tut
 Wie ein blanker Kupferpfennig
 Und bedeutet doch sehr wenig —
 So wird fest dein Herz sich gründen
 Und den Weg zum Himmel finden.

Wer von unseren freundlichen Lesern weiß noch mehr solcher Patenpfennige mitzuteilen?

Mitt. des Herrn Rudolf Schmidt in „Aus der Heimat“, Eberswalde den 15. Januar 1908.

Wir ersuchen unsere Mitglieder um bezügliche heimatkundliche Notizen.

O. M. Im Hochdeutschen in der Uckermark, Vor- und Neuvorpommern, Rügen und Mecklenburg sagt man allerdings, hier und da für die Röhre (Ofenröhre), der Eimer, der Teller das Neutrum, also „das Röhr“, „das Eimer“, „das Teller“, z. B. ganz gewöhnlich „stell das Teller und das Eimer ins Röhr.“

Fr.

NN. Vorkommen des Heerwurms in der Provinz Brandenburg. Unser Ehrenmitglied Geh.-Rat. Dr. Paul Ascherson bemerkt dazu: „Meine Mitteilung über den im Park zu Petzow bei Potsdam am 26. Juni 1870 beobachteten Heerwurm (meines Wissens die einzige Beobachtung dieser Erscheinung in der Provinz) befindet sich in den Sitzungsberichten der Ges. naturforschender Freunde in Berlin 1870 S. 21.“

Unter Heerwurm versteht man nach Taschenberg in Brehms Tierleben die zu Millionen und aber Millionen dicht zusammengedrängten Larven der Trauermücke *Sciara militaris*, welche sich dreifinger- bis handbreit in Länge bis 376 cm gleich einer grauen Schlange, langsam fortbewegt, ohne sich durch Hindernisse, sofern sie irgend wie überwindbar sind, aufhalten zu lassen, den geeigneten Weideplatz aufsuchen. Vergl. auch Beling in Band IX und X der Zeitschrift „Der Zoologische Garten.“ Unzähliger Aberglaube knüpft sich an das Auftreten des Heerwurms; im allgemeinen bedeutet er dem Volk nichts Gutes.

Fr.